Ph. Pr.
639
k.62

Nr. 639 R - 2

Heydenreich

Altahae Superiori comparauit *Beda Abbas.* anno 1800.

<36604772290011

<36604772290011

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Ethica popul. 2223.

Miscell.

Oppo. var. arg. Germani. Vesta.

Vesta

Kleine Schriften

zur

Philosophie des Lebens

besonders

des häuslichen.

Herausgegeben

von

Karl Heinrich Heydenreich

Zweytes Bändchen

Bibliothek Oberattac.

Leipzig

bey Gottfried Martini. 1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Daß die Fortsetzung dieses Werkes bisher einige Zeit ausgesetzt geblieben ist, (da meinem Versprechen zu Folge alle Halbjahre ein Bändchen erscheinen sollte) hat seinen Grund theils in

gendlicher Ausschweifungen für den folgenden Band zurückbehalten.

Michaelis-Messe
1799.

K. H. Heydenreich.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Elisabeth die Heilige, von C. L. Stieglitz. S. 7—48

II.

Ehestandsscenen aus dem vorigen Jahrhunderte, zur Einleitung etwas über die Biographien aus dem Mittelalter, von Aug. Mahlmann. S. 51—140

III.

Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen in besonderer Hinsicht auf Deutschland, von D. Christian Ernst Weiße. S. 143—226

IV.

Sehnsucht nach der Heymath, von R. Hommel. S. 229—252

V.

Der Römer an die Vestalin, von D. Gutjahr. S. 255—266

VI.

Ueber die Ehe nach Grundsätzen der Rechtswissenschaft betrachtet. Zur nähern Prüfung der von Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts. Vom Herausgeber. 269—304

VII.

Hymne an die Thräne, von K. Giese. S. 307—316

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Elisabeth die Heilige, von C. L. Stieglitz. S. 7—48

II.

Ehestandsscenen aus dem vorigen Jahrhunderte, zur Einleitung etwas über die Biographien aus dem Mittelalter, von Aug. Mahlmann. S. 51—140

III.

Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen in besonderer Hinsicht auf Deutschland, von D. Christian Ernst Weiße. S. 143—226

IV.

Sehnsucht nach der Heymath, von R. Hommel. S. 229—252

V.

Der Römer an die Vestalin, von D. Gutjahr. S. 255—266

VI.

Ueber die Ehe nach Grundsätzen der Rechtswissenschaft betrachtet. Zur nähern Prüfung der von Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts. Vom Herausgeber. 269—304

VII.

Hymne an die Thräne, von K. Giese. S. 307—316

I.

Elisabeth die Heilige.

Digitized by Google

Inhalt.

Elisabeth war die Tochter des Königs von Ungarn, Andreas des Zweyten und wurde die Gemahlin des Landgrafens von Thüringen, Ludwigs des Sechsten, oder des Heiligen. Klingsor, der berühmteste Minnesänger der damahligen Zeit, der sich in den Diensten des Königs von Ungarn befand, aber auf die Wartburg zu dem Landgraf Hermann dem Ersten war gerufen worden, um in dem dichterischen Wettstreite der Minnesänger auf der Wartburg Schiedsrichter zu seyn, soll die Geburt der Elisabeth und ihre nachmahlige Verheurathung mit Hermanns Sohne, Ludwig dem Sechsten, prophezeiht haben. Als

Elisabeth vier Jahre alt war, sendete Landgraf Hermann eine Gesandschaft nach Ungarn an den König, die bey ihm um seine Tochter für den jungen Ludwig werben sollte. Der König erfüllte den Wunsch des Landgrafen und überließ ihm seine Tochter, die auf die Wartburg aufgenommen und mit Ludwig, der eilf Jahre alt war, daselbst erzogen wurde. Einige Jahre nach Hermanns Tode, als Ludwig die Regierung übernommen hatte, wurde Elisabeth mit ihm getraut, wobey ein Turnier, ein Ball und mehrere Feyerlichkeiten angestellt wurden, die drey Tage dauerten.

Schon in ihrer Kindheit äußerte Elisabeth einen großen Hang zur Frömmigkeit, der sich bald vergrößerte und in fromme Schwärmerey überging. Sie entsagte fast allen Freuden des Lebens. Beten, Wohlthun, die Unterstützung der Armen, die Wartung der Kranken, war ihr liebstes Geschäft; daher sie schon bey Lebzeiten den Ruf einer Heiligen erhielt, und ihr viele Wunder zugeschrieben wurden.

Um die Pflichten der Wohlthätigkeit ganz ihrem Wunsche gemäß ausüben zu können, machte sie verschiedene fromme Stiftungen. Unten an der Wartburg erbaute sie ein Hospital, wobey sie einen Brunnen anlegen ließ, der noch jetzt zu sehen ist und der Elisabeths Brunnen heißt. Hierhin versetzt uns der Anfang dieses Gedichtes. Sie stiftete auch das Hospital zu St. Anna in Eisenach, in welches sie auf einige Zeit selbst ging, da nach dem Tode ihres Gemahls, der auf einem Kreuzzuge starb, sein Bruder, der Landgraf Heinrich, sie von der Wartburg verstieß. Doch verweilte sie dort nicht lange. Ihre Tante, Sophie, die Aebtissin zu Kitzingen, nahm sich ihrer an, und ihr Oheim, der Bischof von Bamberg, gab ihr das Schloß Botenstein zum Wohnsitz. Da aber die Gebeine ihres verstorbenen Gemahls zurück kamen und nach Reinhardsbrunnen gebracht wurden, so ging Elisabeth auch dahin. Bey dieser Gelegenheit söhnte der Landgraf Heinrich sich wieder mit ihr aus, und nahm sie mit sich auf die Wart-

burg. Allein bey der Sehnsucht nach heiliger Ruhe, konnte ihr es jetzt nicht mehr auf der Wartburg gefallen. Sie bat ihren Schwager, ihr einen Ort anzuweisen, wo sie in Einsamkeit sich frommen Beschäftigungen widmen konnte. Er überließ ihr Marburg, wo sie nach wenigen Jahren ihr Leben beschloß. Bald darauf wurde sie von dem Pabste, Gregor dem Neunten, unter die Heiligen aufgenommen, und man beging alsdann jährlich den 19 November, ihren Sterbetag, als ein Fest.

I.

Elisabeth die Heilige *).

Die Quelle rauscht, die hier so hell und rein
Durch Felsen dringt und uns entgegen rinnt,
Der Abendwind weht durch des Haines Laub,
Ein melancholscher Schauer bebt umher,
Und stimmet uns zu frommer Schwärmerey.
Welch ein Gefühl, o Quelle, trift bey dir,
In euch, o heilge Schatten, mir das Herz!
Von euch umdüftert, fühlt es sich erhoben

*) Ein Bruchstück aus einem gröſsern Gedicht, die Wartburg.

In die Gefilde der Unsterblichen.
Es schwebt dein Geist, Elisabeth, vorüber,
Und deine Hand berührt der Harfe Saiten,
Daß laut von deinem Edelmuth sie tönen,
Von deinem frommen Sinn, der deinem Volk
Als eine Heilige dich dargestellt.
Die Luft, die einst so lieblich dich umspielt,
Sie säuselt um mich her und lispelt mir
Den Dank der Armen zu, die du erquickt,
Den Dank der Leidenden, die du gepflegt,
Des Wohlthuns Freude, der du dich ergabst,
Die dich im reinern Glanz der Nachwelt zeigt,
Als Helden, die durchs Schwerd sich Ruhm erkämpfet.—

Der Tag der Freude naht, auf Wartburgs Höhn
Ertönt ein lauter Jubel durch die Luft;
Der Tag der Freude naht, denn Ludwig sieht

Durch heilge, längst gewünschte Bande sich
Auf ewig mit Elisabeth vereint.
So fromm und treu sah nie die Welt ein Paar.
Schon seit der Kindheit sorgenlosen Jahren
Umschlang das schönste Band der Liebe sie.
Sie, die der Väter Willen für einander
Erkohr, sie fühlten unauflöslich bald
Durch Lieb' und Frömmigkeit ihr Herz gefesselt.
Als Kinder schon sah man sie nie getrennt.
Vereint beym Unterricht und beym Gebet,
Ward selbst das kleinste Spiel vereint vollbracht.
Zwey Rosen, die auf einem Zweige blühn,
Zugleich entkeimen, sich zugleich enthüllen,
Und schwesterlich durch ihren Duft sich grüßen.

Doch jetzt erscheint der wonnevolle Tag,
Der Tag, der ihre fromme Liebe krönt.
Der Hochzeitgäste viel versammeln sich
In Eisenach, bereit der Liebe Fest,

Beym frohen Mahl, durch Tanz und durch Turnier,
Nach alter Sitte, prachtvoll zu begehn.
Die Grafen und die Ritter all erscheinen,
Die weit umher in Thürings Fluren und
In Hessen zu des Landgrafs Hof gehören;
Und alle freun des schönen Tages sich.

Dort dehnet sich ein feyerlicher Zug
Von Wartburgs Höhen in das Thal hinab.
Sie sind es, Ludwig und Elisabeth,
Die schön geschmückt im hochzeitlichen Glanz,
Den Weg betreten, der zur Kirche führt,
Des Priesters heilgen Segen zu empfahn.
Ein Trupp von Rittern geht voran; ihm folgt,
Geführt von seinen Freunden, Ludwig, dann
Elisabeth in holder Frauen Mitte.
Ein andrer Trupp von Rittern schließt den Zug.
Und als sie nun den Thoren Eisenachs
Sich nahn, empfängt mit Jauchzen sie das Volk.

Heil, Ludwig dir, Heil dir, Elisabeth!
Erschalt von allen Seiten durch das Thal.
Des schönen Tages Feyer zu verkünden,
Bebt laut der Glocken Schall von allen Thürmen.

Und bald erreicht der Zug die heilge Stätte.
Von hundert hellen Kerzen glänzt der Chor,
Aus dem ein heiliger Gesang ertönt.
Geschmückt mit Blumen prangt der Hochaltar;
Und durch die Kirche rauscht der Orgel Ton,
Und schallt melodisch vom Gewölbe nieder.
Jetzt schweigt die Orgel und der Chorgesang,
Umher herrscht eine feyerliche Stille.
Das fromme Paar kniet vor dem Altar hin,
Des Priesters Wort spricht Segen über sie,
Und schlingt um sie der Liebe heilges Band.
Aufs neue tönt im Chore der Gesang
Ein Amen und ein Lied zu Gottes Lob.

Dann ziehen sie zurück, und es erwartet
Ein reiches Hochzeitmahl die frohen Gäste.
Doch ehe noch das Mahl beginnt, entfernt
Elisabeth mit ihrem Ludwig sich,
In Einsamkeit zu beten und vor Gott
Sich ewge Treu und Liebe zu geloben.
Mein Leben, spricht Elisabeth, mein Herz
War dir von Jugend auf geweiht, und soll
Von jetzt auf ewig dir geweihet seyn.
Nach ihm, den Ewigen, den Unsichtbaren,
Zu dem empor sich meine Seele schwingt,
Wenn ich in tiefer Andacht vor ihn trete,
In der Natur die Größe seiner Güte,
Die Wunder seiner Allmacht vor mir stehn,
Nach ihm bist du mir alles, alles was
Dem Herzen Seligkeit gewähren kann,
Find ich in dir, in deiner Liebe nur. —
Wie wär' ich deiner werth, Elisabeth,
Durchdränge nicht mein Herz ein gleich Gefühl.

Seit jener Zeit, als unſer Blick zuerſt
Von Liebe ſprach, was konnte da von dir,
Von dir mich trennen? o wie manchen Kampf
Beſtand' ich, denn es gab der Falſchen viel,
Die in mich draugen, bald durch Schmeichelen
Und bald durch ernſte Worte, dich zu fliehn.
Es gab der Falſchen viel, die dich verlachten,
Nur ſpottend prießen deine Frömmigkeit
Und deine Dehmuth, die ſo ſchön dich ziert,
Und die an dich mich unauflöslich kettet.
Die Freuden dieſer Welt, ſie reizen nicht
Mein Herz, das ſich mit dir dem Ewgen weihr.
Mit dir ſchweb' ich zum Unſichtbaren auf,
Mit dir genieß ich ſchon des Himmels Glück. —
Mit dir nur kann, was hier uns reizend ſcheint,
Mir reizend ſeyn, und ohne dich wär mir,

Was man des Lebens Freude nennt, ver=
haßt.
Für jenes Unsichtbare nur fühlt sich
Mein Herz geschaffen, und es weihte
gern
Sich einzig ihm, wenn, Ludwig, nicht
dein Blick
Vom Himmel mich zurück zur Erde zög. —
Laß immer uns, so rein und treu,
vereint
Den Freuden jener Welt entgegen sehn. —
Ja, nimmer soll ein Blick, nie ein
Gedanke
Die reine Lieb' entweihn, die uns be=
glückt.
Und wenn dich einst das Schicksal mir ent=
reißt,
Vor mir dein Geist dem Ewigen sich naht,
Entsag' ich dann auf ewig dieser Welt.
Und ich gelob' es dir und unserm Gott,
Des Lebens Rest nur ihm allein zu weihn.
Du bists, dem ich zuerst mein Herz ergab,
Und nach dir wird es keinem mehr zu
Theil.

Ja ich gelob' es dir und unſerm Gott,
In heilger Einſamkeit und im Gebet
Ergeb' ich reiner Keuſchheit ewig mich,
Und ſie allein, der Weiber beſter Schmuck,
Soll deiner Treuen ſchönſte Zierde
seyn. — —
So ſchwor ihr Mund nicht nur, nein
auch ihr Herz
Sich Zärtlichkeit und Liebe, die ſo treu,
So fromm und rein noch nie die Erde ſah.
Ihr Leben war der höchſten Zärtlichkeit,
Der höchſten Treue Bild, und weſſen
Herz
Nach ungeſtörtem Glück ſich ſehnte,
wünſcht
Zu ſeyn, wie Ludwig und Eliſabeth.
Nun gehen ſie zurück zum Hochzeit-
mahl.
Die Gäſte ſind bereit, ein bunt Gewimmel
Von Rittern und von Frauen ſchweift
umher
Im Saal, und führt das ſchöne Paar
zur Tafel,
Die, voll und reich beſetzt zu Freuden
winkt.

Und Paar bey Paar nimmt den bestimmten Platz.
Mit seiner Nachbarin freut jeder sich;
Doch wem sie nicht gefällt, der füllt und leert
Nur desto mehr den Becher, sich zu freun.
Von der Pokale Klirren, vom Gespräch
Erscholl, zu Ludwigs Preiß, der ganze Saal.
Geendigt ist das Mahl, die Gäste ziehn
Zum Platz hinab, wo ein Turnier sich zeigt,
Auf Sitzen, die den weiten Platz umringen,
Versammelt sich das Volk, in die Gezelte
Begeben sich die Ritter und die Frauen,
Und alles ist bereit zum hohen Kampf.
Die Rosse stampfen und die Schilder tönen,
Die Ritter rennen auf einander los,
Die Lanzen splittern, und so mancher stürzt,
Gehoben aus den Bügeln, von dem Roß.
Des Herolds Stimme, der Posaunen Schall

Belebt zum Muth die Ritter, und ertönt
Zum Lob und Ruhm der Sieger laut umher.
Die Sieger ruft man auf, ihn zu empfahn
Den Dank, den selbst Elisabeth vertheilt.
Und jeder freut sich höher seines Siegs,
Da sie den Dank ihm reicht, da ihre Hand
Nicht Lohn allein, auch Segen ihm ertheilt.

Der Abend naht und sanfter Flötenton
Ruft aus der Ferne her zu neuer Lust.
Es gehen, Haud in Hand, die Ritter mit
Den Frauen in den Saal, der glänzend prangt,
Der, schön erhellt, zum Tanz bereitet ist.
Schon fühlt beglückt der Ritter sich, im Tanz
Durch einen Druck von einer schönen Hand
Ob seines Muthes sich belohnt zu sehn.
Das Mädchen hüpft entzückt zum bunten Reihn,

Dem Ritter, der vor allen ihr gefiel,
Durch einen Blick es heimlich zu gestehn.
Der Tanz beginnt, und manches frohe Paar
Rauscht durch die Reihn im süßen Taumel hin.

Es waren schon der Tänze viel vollbracht,
Da tritt ein Chor von Jünglingen und Mädchen,
Geschmückt mit weißen Kleidern in den Saal.
Sie nahen im Gesang der Fürsten sich,
Sie streuen frisches Grün und Blumen ihr,
Und bringen ihr und Ludwig Kränze dar.
Gerührt umarmen sie die Kleinen; da
Erhebt aus ihrer Mitte sich ein Sänger,
Der lieblich mit der Harfe den Gesang
Begleitet, der zum Preiß der Fürstin tönt.

Ich komme nicht aus fremdem Land,
Ich singe nicht von Schlacht und Krieg,
Mich hat die Liebe hergesandt,
Zu singen ihren schönsten Sieg.

Des Sängers Harfe weiht sich dir,
Nur sanfte Tön' entschlüpfen ihr.
Von ihren Saiten tönte schon
Euch manches Liedchen, froh und frey,
Doch heute rauscht durch ihren Ton
Der süßen Liebe Zauberey;
Und mächtger hebt mein Busen sich,
Zu preißen, edle Fürstin, dich.
An Demuth und an Frömmigkeit,
An Schönheit und an Reizen reich,
Wer von den Frauen, weit und breit,
Ist dir, o Königstochter, gleich!
Und ströhmet nicht aus deinem Blick
Für unsern Ludwig Heil und Glück.
Als Landgraf Hermann noch
Der Minne-Sänger Chor
Um seinem Hof vereint,
Erhob vor allen sich
Klingsor aus Ungernland.
In allen Künsten hoch erfahren,
War nichts verborgen seinem Geiste,
War seinem Blick vergönnt,
Aus der Gestirne Lauf
Die Zukunft auszuspähn.
Der künftgen Tage Glanz,

Die Wartburgs Ruhm erhöhn,
Stand offen seinem Blick.
Da sang er hoch entzückt
Von unsrer Fürstin schon.

Mit seinen Freunden sas
Er eines Abends einst
Im Garten vor der Burg.

Was blickst du, sprach der Landgraf, was
So fest nach jenen Höhen hin?
Sprich, kündigt der Gestirne Bahn
Dir Trauer oder Freuden an? —

Fröhliche Tage,
Freuden der Zukunft
Sehet mein Blick.
Horch! es entdecken
Mir die Gestirne
Deiner Wartburg
Ruhm und Glück.

So hell, so rein,
So feyerlich,
Sah ich des Himmels Wölbung nie,
So reich an Pracht,

Umglänzten mich
Weißſagende Geſtirne nie.

Gebohren wird
In dieſer Nacht
Dem König der Ungern
Ein Töchterlein,
Eliſabeth wird ihr Name ſeyn.
Einſt ſchaft ſie deines Hauſes Heil,
Denn deinem Sohne
Wird ſie zu Theil,
Und ſie erfreut
Das ganze Land,
Durch ihres Herzens Heiligkeit. —

Und es geſchah,
Was Klingſor ſah.
Dem König war
In dieſer Nacht
Ein Töchterlein geboren.
Und als drey Jahr
Verfloſſen, ſandt
Nach Ungernland
Der Landgraf ſeine Treuen,
Für ſeinen Sohn
Ums Töchterlein zu freyen.

Der König sprach:
Gegrüßt seyd mir,
Ihr Ritter, hier.
Ich nenne schon
Seit langer Zeit
Den edlen Hermann meinen Freund,
Und bin bereit
Den Wunsch und Willen
Des biedern Freundes zu erfüllen.
Sie soll mit euch dahin
Zu Landgraf Hermann ziehn,
Bestimmt für seinen Sohn,
Mit ihm dereinst zu theilen
Sein Land und seinen Thron.

Nun wurde, prächtig ausgeschmückt,
Der Zug mit ihr zurück geschickt.
Bald nahten sie der Wartburg sich,
Und man empfing sie königlich.

Die zarte Kleine wuchs heran,
Geschätzt, geliebt von Jedermann,
Ob ihrer seltnen Frömmigkeit,
Der sie, so jung, ihr Leben weiht.

Der Jugend Freude, Tanz und Spiel,
Ließ kalt ihr Herz, kalt ihr Gefühl,
Nur zu dem Unsichtbaren hin
Schwang sich ihr überirrdscher Sinn.

Befreyt von aller Sinnlichkeit,
Zu Gott geweihter Einsamkeit,
Siegt über niedre Leidenschaft
Die edle Seele, voller Kraft.

Doch eins versöhnte nur
Sie mit der Welt,
Und dieß war Ludwigs Blick
Und Ludwigs Herz.
Die reinste Liebe zog
Sie fest an ihn,
Er lebte nur für sie,
Sie nur für ihn.

Wenn in den Waffen sich
Der Jüngling übt,
Zu künftgen Fehden sich
Sein Muth belebt;
Da betet einsam sie
Für ihn zu Gott,

Zu stärken ihn mit Kraft,
Mit Heldenmuth.
Durch Lieb' und Frömmigkeit
So schön vereint,
Floh ihre Jugendzeit
In Freuden hin;
Doch höh're Freude winkt
Dem frommen Paar,
Denn ewig fesselt sie
Der Liebe Band.

Jetzt naht sie uns, die schöne Zeit,
Die Klingsor einst uns prophezeiht,
Die Zeit, wo Hermanns edler Sohn
Mit seiner Treuen theilt den Thron.

Jetzt naht sie uns, die schöne Zeit,
Die aller Herzen hocherfreut.
Von euern Tugenden entzückt,
Fühlt sich das Vaterland beglückt.

Beglückt fühlt Jüngling sich und Greiß,
Und singt zu eurem Ruhm und Preiß,
Daß ewig euch und immer neu
Der Liebe reine Freude sey.

So ſangen ſie noch manches Lied, ſo ward
Noch mancher Tanz, noch mancher Scherz vollbracht,
So ward drey Tage lang dieß Feſt gefeyert.
Dann führten ſie im feyerlichen Zug
Eliſabeth und Ludwig auf die Burg.
Und jeder ging nun ſeiner Heimath zu.

Doch eine fromme, keuſche Seele, wie
Eliſabeth, fand von der Ehe Freuden
Sich nicht entzückt. Gewohnt das Irrdiſche
Zu fliehn, fühlt ſie auch jetzt nur ſelig ſich,
Wenn ſie in ſüßer Schwärmerey ſich ihm,
Dem Unſichtbaren naht. Sie fliehet ſelbſt
Des Nachts die Ruh; wenn alles rings umher
In heilger Stille ruht, entfernt ſie ſich
Von dem Gemahl, in Gott geweihten Stunden
Das Fleiſch zu kreuzigen, und im Gebet
Den Geiſt zu läutern für die Ewigkeit.

Doch nicht in Worten nur, in Werken auch
Zeigt sich ihr frommer Sinn; der Menschenliebe
Ergiebt sich ganz ihr mitleidsvolles Herz,
Und Wohlthun beut die reinsten Freuden ihr.
Wer sorgenvoll in Angst und Kummer darbt,
Den nimmt sie auf, der findet Trost bey ihr.
Mitleidig sucht sie selbst die Armen auf,
Den Schmerz zu lindern, der sie niederdrückt.

So zieht sie aller Herzen fest an sich,
Das Volk verehrt gleich einer Heilgen sie,
Dem unbegreiflich ist, was sie vollbringt,
Und dem als Wunder jede That erscheint.
Mit wenig Brod speißt sie der Armen viel;
Sie heilt die Kranken, macht die Blinden sehend
Die Kleider, die den Armen sie vertheilt,
Ersetzen ihr verschönt, die Engel wieder;
Um unbekannt ihr Wohlthun zu verrichten,

Und ungesehen von der Burg herab
Das Brod, das sie den Armen bringt, zu tragen,
Verwandelt es in blüh'nde Rosen sich.
Und so vollbringt sie mehr der guten Werke,
Die wunderbar und unbegreiflich sind.

Wenn fern von ihr die Pflicht der Gatten ruft,
Ist wohlzuthun ihr seligstes Geschäft,
Das einzige, was ihr die Einsamkeit,
Getrennt von ihrem Ludwig, reizend macht.
Den Kranken beyzustehn, den Hungrigen,
Ließ sie errichten ein geräumig Haus,
Am Fuß der Wartburg, gegen Eisenach.
Und pflegt und wartete der Kranken selbst.
Noch sieht man hier den Brunnen, der von ihr
Den Namen führt und der durch sie entstand;
Des Gartens Reste sieht man noch, den sie
Hier angepflanzt, den Armen zum Genuß.
Das Herz, das so des Wohlthuns Freuden fühlt,

Streut Segen um sich her, gleich einem Gott,
Und schaft sich selbst den seligsten Genuß.

Und ihre Frömmigkeit beglückt das Land,
Und ihr Gebet ist seines Segens Quelle.
Auch bringt es ihrem Ludwig Heil; wenn er
In Schlachten um sich her den Tod erblickt,
Wenn er zur Fehd' in fremde Fluren zieht,
Beschützt durch ihr Gebet ihn Gottes Arm.
Und kehrt er siegend dann zurück zu ihr,
Erheben sie, vereinet im Gebet,
Sich zu den Ewigen, ihn Dank zu bringen.

So lebten sie, geliebt von allen, reich
An Freuden, reich an Glück und hohem Ruhm.
Doch selbst des Frommen Glück wird oft gestört,
Die reinste Freude von des Schicksals Macht,

Des Unerbittlichen, dem nichts entflieht,
Dem unschuldvollsten Herzen oft entrissen.
Auch ihr erscheint die bange Stunde, die
In düstre Schwermuth ihren Geist versenkt,
Die Stunde, die den Gatten von ihr ruft,
Auf ewig ihn aus ihren Armen reißt.

Beseelt vom frommen Eifer für den Ruhm
Der Christenheit, die heilige Stätte, wo
Der Heiland einst gewandelt und gelitten,
Zu retten aus den Händen der Barbaren,
Beschloß mit seinen Rittern Ludewig
Mit Friedrichs Heer ins heilge Land zu ziehn.
Bezeichnet mit dem Kreuz, bereitet er
Den Zug, und ordnet alles weislich an,
Was seinem Lande Ruh' und Sicherheit
Gewähren kann, wenn er von ihm sich trennt.
Des Landes Stände sammeln sich um ihn,
Da thut er seinen Willen ihnen kund.
Die Klöster seines Reiches sucht er auf,
Sich durch der Priester Segen zu der That,

Die er mit Muth beginnet, einzuweihn.
Doch sich der Gattin zu entdecken, wagt
Sein Herz noch nicht. Er weiß, wie sehr sie liebt,
Er weiß, wie viel des Kummers der Getreuen
Solch eine Trennung schaft, wie schmerzensvoll
Auch ihm ein solches Wort des Abschieds ist.
Zwar oft entfernt ihn Krieg und Fehde schon,
Doch jetzt ruft ihn ein unbekanntes Land
Auf lange Zeit aus der Geliebten Arm.
Gefahrvoll ist der Weg, und ihn durchdringt
Ein bang Gefühl, wenn er die Gattin sieht.
Und oft bereit, den Entschluß ihr zu sagen,
Hält Lieb' und Zärtlichkeit ihn doch zurück.
Allein sein Blick verräth sein Innres bald.

Es ist nicht wie es soll, spricht sie, mir sagt
Dein Blick mehr als dein Herz zu sagen wünscht.
Geschäftig seh' ich dich und unruhvoll,
Ruft eine Fehde dich zu Ehr' und Ruhm? —
Sie ruft, doch ach, sie zieht mich fern von dir.
Ja, länger kann ich dir es nicht verhehlen,
Was ich mit Trauern dir entdecke, sieh,
Sieh dieses Kreuz, es wird dir alles sagen. —
O Gott, seufzt sie, und sinkt an seine Brust,
O Gott, dieß ist der Trennung schmerzlichste,
Die je von dir mich riß, dieß ist zu viel,
Mein armes Herz, dieß kanst du nicht ertragen. —
Es ist geschehn, das Wort, das ich gelobt,
Mit Friedrichs Heer zu ziehn ins heilge Land,

Das Kreuz, das ich zu Christi Ehren
trage,
Es hält mich fest, nichts kann mich ihm
entziehn. —
O welch ein Wort, o Gott, es ist
umsonst
Dem harten Schicksal zu entgehn, das du
Mir Armen jetzt zur Prüfung auferlegt. —
Ich fühl' es so wie du, wie hart es ist.
Doch sage selbst, vermag mein Herz dem
Ruf,
Dem hohen Ruf zu widerstehn, das Grab
Des Herrn unheiligen Händen zu ent-
reissen?
Ist, ihm zu folgen, nicht des Christen
Pflicht?
Und ist es nicht zu unsrer Seelen Heil? —
Ist es zu deiner Seelen Heil, wohlan,
Ich bin bereit, in tiefer Demuth mich
Des Herrn Gebot und Willen zu ergeben.
Ich achte selbst dich hoch beglückt, zu ziehn
In jenen Kampf, des Heilands Grab zu
retten.
Doch ach, ein fernes, fernes Land treunt
dich

Von deiner Treuen; ach wie lange wird
Sie einſam ſeufzen und umſonſt nach dir,
Umſonſt nach deiner Wiederkehr ſich ſehnen.
O bange Zukunft, die ſich jetzt mir zeigt!
O trauervolle Tage, die mir ahnden! —
Der Trennung Schmerz nur zeiget düſter dir
Die Zukunft, die vielleicht ſich bald erhellt. —
Vielleicht nur! o mich foltert der Gedanke,
Daß du vielleicht mir nimmer wiederkehrſt. —
O raube mir durch bange Ahndung nicht
Den Muth, den jetzt mein Herz ſo ſehr bedarf. —
Fühlt dein Herz ſich zu ſchwach, der Trennung Schmerz
Zu tragen, ach! was forderſt du von mir. —
Oft ſchied' ich ſchon von dir, Eliſabeth,
Doch bald erſchien der Tag des Wiederſehns. —

Oft scheidest du von mir, doch nisch-
ten nie
Sich, so wie jetzt, dem Abschied Thrä-
nen ein. —
Die Thräne rinnt mir unbewußt, ein
Zeuge
Des Schmerzes, den ich dir so gern ver-
bärg. —
O laß sie fließen, daß sie dann ver-
eint
Mit meinen Thränen sich zu Gott er-
hebt. —
Vereint mit Bitten, Theure, für dein
Wohl,
Dringt sie hinauf zu unsers Heilands
Thron. —
Und mein Gebet schwingt sich zu ihm
empor,
Daß immer Gottes Engel dich umschwe-
be. —
Die Zeit des Scheidens naht. Nimm
diesen Ring,
Und laß ihn nie von dir. Er sey dein Trost,
Denn Gottes Lamm siehst du in ihm ge-
graben.

Dieß sey dein Trost; was mir beschieden ist,
Sey's Trübsal oder Tod, es kommt von Gott. — —
So zärtlich treumten nie Geliebte sich.
Ihr letzter Blick hob sich vereint zu Gott.
Ihm nur allein ihr Schicksal zu vertraun.
Stumm scheiden sie, und nur ein Druck der Hand
Sagt alles, was das Herz sich sagen will.
Bereitet steht sein Roß. Sein ganzer Hof
Begleitet ihn bis nach Schmalkalden hin,
Und auch Elisabeth verläßt ihn nicht.
Hier übergab er Heinrich, seinem Bruder,
Des Landes Wohl, Recht und Gerechtigkeit,
An seiner Statt, mit weiser Hand zu üben.
Mit Innigkeit, mit banger Ahndung sagt
Der Gattin er das letzte Lebewohl.
Er reißt sich von den Seinen los und eilt
Dem Heere zu, das jetzt den Zug beginnt.
Still und versenkt in tiefes Trauern geht
Elisabeth mit ihren Freunden heim.

Still und versenkt in tiefes Trauern weiht
Elisabeth auf Wartburg ihre Tage
Der Einsamkeit und dem Gebet für ihn,
Für ihn, mit dem ihr jede Freude floh.
Bald fühlt ihr Herz der Ahndung schrecklichste,
Daß jetzt die Trennung ewge Trennung sey,
Und bald erhebt es sanfte Hofnung wieder,
Sie sieht im Sieg den Gatten wiederkehren,
Und zärtlich ihn in ihren Armen ruhn.
Ihr tönet noch des Gatten letztes Wort,
Als er den Ring ihr gab, und nur durch ihn,
Nur durch das Lamm, das er im Bilde trägt,
Wird süßer Trost und Stärkung ihr gewährt.
Doch kaum daß noch des Abschiedsscenes sie
Umschwebt, erschallt die Botschaft auf der Burg

Von Ludwigs Tod. Denn zu Otrantv
wars,
Wo ihn ein Fieber von den Seinen riß.
Stumm und betäubt hört man die Bot-
schaft an,
Besorgt, daß nicht Elisabeth zu schnell
Und unbereitet sie vernehme; doch
Verräth ihr bald der Männer tiefes
Schweigen,
Der Weiber thränenvoller Blick, es sey
Ein schreckliches Geheimniß hier verbor-
gen;
Mir schaudert, spricht sie, wenn ich
um mich sehe,
Denn eure Miene, die so freundlich sonst
Mir lächelt, wendet traurig sich von mir.
Geschrieben steht in ihr, was euer Mund
Verhehlen will, daß euch nicht unbekannt
Das Schicksal Ludwigs sey. O saget
mir,
Seufzt er in Banden? was vermag ihn
wohl
Zu retten aus den Händen der Barbaren?
Ihr schweigt; ihr schweigt; wie? wartet
meiner noch

Ein trauriger Geschick, ist er dahin,
Umschwebet schon sein Geist des Heilands Thron?
Ihr schweigt: Ja, euer Blick verkündet mir
Was mir aus eurem Schweigen ahndet. Gott!
Es ist gewiß, umsonst daß ihrs verhehlt,
Es ist gewiß, er ist für mich dahin. —
Du sagsts; er hat gekämpft, er hat gesiegt,
Nimmt Sophie, Ludwigs Mutter, jetzt das Wort.
Geschrieben steht im Buch der Ewigkeit
Was uns beschieden, unveränderlich
Und fest ist uns des Lebens Ziel gesetzt;
Er hat gesiegt und früh sein Ziel erreicht. — —
Nun war die Welt und alles todt für sie,
Und sie entsagt auf ewig allen Freuden,
Sie weihet ganz dem Unsichtbaren sich,
Und tiefe Schwermuth senkt sich in ihr Herz,
Das im Gebet nur Trost und Hülfe findet,

Die Leiden zu ertragen, die ihr drohn.
Denn jetzt erhebt ein Feind sich wider sie,
Der hart und ohne Mitleid sie verfolgt.
Er war es, Heinrich, der des Bruders Reich
Sich angemaßt und der auf bösen Rath
Die edle Fürstin von der Wartburg stieß.
Ihr Gottgeweihter Sinn, ihr Wohlthun war
Verschwendung ihm und eitle Frömmigkeit
Und ihre Andacht hieß ihm Schwärmerey.
Welch Schrecken fasset sie, als Heinrich selbst
Ihr kund thut, was er über sie beschloß.
Mit sanftem Blick, mit Thränen fordert sie
Erbarmen, nicht für sich, nur für die Kinder
Des Bruders fleht sie ihn um Mitleid an.
Doch kalt und grausam wendet er sich weg
Und spricht; es kann nicht seyn, was ich beschloß
Wird auch vollbracht, es kann nicht länger hier

Die Wartburg eine Wohnung dir gewäh-
ren,
Du ziehst hinweg, wohin es dir beliebt. —

Wo soll ich Ruhe finden, seufzet sie,
Wer nimmt mich auf, wenn du von hier
mich stößt?
Du hörst mich nicht? — ach ein so kaltes
Herz
Bleibst selbst beym tiefsten Kummer un-
gerührt.
Wohl, du gebeutst, ich folge deinem
Wort
Und zage nicht, so hart es mich auch trift,
Ich ziehe jetzt von der geliebten Burg,
So schwer verwundet auch mein Herz sich
fühlt.

Nun geht sie hin, wo sie mit Ludwig
oft,
Und einsam oft sich ihrem Gott geweiht.
Sie sucht die Plätzchen auf, wo sie ver-
eint
Mit ihm manch jugendliches Spiel voll-
bracht.
Und jede süße Stunde, die ihr einst

Die Wartburg gab, ſchwebt ihrem Geiſte vor.
Jetzt naht ſie dem Altar, es ſenkt ihr Knie
In Demuth vor dem Heiligſten ſich nieder,
Und andachtsvoll erhebt ſie ihren Blick:
Es iſt dein Wille, Herr, und er geſchehe
Hier hat dein Wort ſo oft mein Herz geſtärkt,
Hier fleht zum letzten Mahl mein Mund zu dir.
Wenn ich verlaſſen von der Welt, umringt
Von Trübſal mich erblicke, ſtärke mich;
Wenn ich verachtet mich, verſpottet ſehe,
Verſtoßen ſelbſt von Freunden, tröſte mich;
Wenn Kummer mir des Herzens Ruhe raubt,
Dann ſende deinen Frieden mir herab.
Ich ſcheide von dem Orte, wo ich oft
Zu dir gebetet, es umgeben mich
Der Leiden viel, doch ſie zu tragen lehrt
Dein Kreuz, dein Leiden, o mein Heiland, mich.

Was du mir auferlegt, ertrag' ich gern.
Es ist dein Wille Herr, und er geschehe. — —

Jetzt gehet sie, die Kinder aufzunehmen;
Nur wenig der Getreuen sind mit ihr,
Die trauernd, noch ein Lebewohl ihr sagen.
Es öfnet sich das Thor. Und sie verläßt,
Mit Seufzen und mit Thränen in dem Blick,
Die Burg und zieht den Felsenweg hinab.

Der Winter hat den Hain umher entlaubt,
Das Thal und die Gebirg' in Schnee gehüllt;
Die Luft ist rauh, und wildes Schneegestöber
Verweht die Bahn, es braußt und heult der Sturm;
Da wandelt durch das Thal Elisabeth
Mit ihren Kleinen hin nach Eisenach.
Ermüdet naht sie sich der Stadt. Sie sehnt

Nach Ruhe ſich, doch ach, umſonſt, auch hier
Verfolget Heinrich grauſam ſie; ihr darf
Kein Bürger einen Zufluchtsort gewähren.
Da irret ſie, die Kleinen an der Hand,
Verlaſſen durch die Stadt; ſie, die ſo oft
Mit milden Gaben manches Herz erfreut,
So liebreich keinen Armen von ſich wieß,
Sieht hülflos ſich, verſpottet von dem Volk,
Und Niemand iſt, der beyzuſtehn ihr wagt.
Sie, die als Fürſtin geſtern noch verehrt,
Zieht heut umher, gleich einer Bettlerin.
Doch zürnt die fromme Seele nicht, ihr Herz
Trägt willig alles Elend, das ſie trift,
Und ſeufzt zu Gott, Geduld ihr zu verleihn.
Indeß ſie, ſo verlaſſen, weiter geht,
Erreichet ſie das Hoſpital, das ſie
Geſtiftet, und hier findet ſie die Ruh,
Die ſie geſucht, der ſie ſo ſehr bedarf.
Doch weilt ſie hier nur kurze Zeit. Es wird
Ihr Elend ihren Freunden bald bekannt,

Die, sie dem Gram und Kummer zu entreissen,
Sie zu sich rufen. Und sie folgt dem Ruf.
Und als sie hört, daß Ludewigs Gefolge
Des theuren Gatten Rest nach Bamberg bringt,
Eilt sie dahin, ihn noch einmahl zu sehn.
Dieß nur, spricht sie, ist übrig noch von dir,
Dieß enge Haus hält meinen Ludwig fest?
Was schweigt dein Mund, wars schließt dein Auge sich,
Der große freye Blick, wo ist er hin,
Wo ist sie hin, die fromme, heitre Miene?
Ach! ewge Finsterniß umhüllet sie!
Ein langer, langer Schlaf schließt Mund und Blick!
Doch schwebt dein Geist zum Unsichtbaren auf,
Er schwebt, anbetend um des Ewgen Thron,
Und ist umringt von hoher Seligkeit,
Nach der so oft vereint wir uns gesehnt.
Jetzt flogest du allein, und ohne mich

Die Welt, du ließeſt mich allein zurück,
Du gingſt voran, die Stätte zu bereiten,
Die uns auf ewig bald vereinen wird.
Geliebter, ja, bald folgt die Gattin dir. — —

Jetzt fühlt ſie erſt, wie groß ihr Leiden ſey,
Und jetzt erwacht der Schmerz mit neuer Stärke.
Getrennt von ihm, der ſie ſo rein geliebt,
Verſtoßen von der Wartburg, wo mit ihm
Die ſeligſten der Stunden ihr entflohn,
Verachtet von der Welt, die nur durch ihn,
Durch ihn allein ihr lieb und reizend war,
Fühlt tiefer ſich als je ihr Herz verwundet.
Doch ihrer Freunde Troſt erheitert ſie.
Und Heinrich ſelbſt, gerührt von ihrem Gram,
Bekennt das Unrecht, das Eliſabeth
Durch ihn erlitt. Es wandelt ſeine Härte
In Mitleid und in Güte ſich, er nimmt
Sie wieder auf, er grüßt als Schweſter ſie,
Und ſie begleitet dann zur Wartburg ihn.

Allein ihr Geist, den keine Freude reizt
Die dieſe Welt ihm bietet, ſehnet ſich
Nach Einſamkeit, nach Gott geweihter
Ruh.
Ihr höchſter Wunſch, ihr einzger iſt es
nur,
In Andacht ihre Tage zu vollenden.
Und Heinrich iſt bereit ihn zu erfüllen.
Er überläßt ihr Marburg, wo ſie nun
Der Welt auf ewig ſich entzieht und treu
Dem Heiland ſich in frommer Demuth
weilst.
In ihrer Seele wohnet ſanfter Friede.
Die trüben Tage der Vergangenheit
Erſcheinen ihrem Geiſte wie ein Traum,
Sie ſtimmen ihn zur Wehmuth und erhe-
ben
Durch ſüße Schwärmerey zum Himmel ihn.
Was ſie auf Wartburg that, das iſt auch
hier
Ihr ſeligſtes Geſchäft. Sie pflegt der
Kranken,
Nimmt die Verlaſſenen voll Mitleid auf,
Erfreut die Dürftigen mit Speiß und
Trank,

Und ziehet oft als Pilgerin durchs Land,
Um unbekannt des Wohlthuns Pflicht zu
üben.
Schon halb verklärt schwingt sich ihr
Geist empor.
Von Engeln dünkt sie sich umringet, die
Durch himmlischen Gesang ihr Herz ent-
zücken.
Die Geister jener Frommen, die, gleich ihr,
Des Lebens Tage nur dem Wohlthun weih-
ten,
Umschweben sie, in Wolken eingehüllt.
Vereint erscheinen sie um Gottes Thron,
Ein sanftes Lispeln, tönet ihr Gebet.
Vor allen hebt sich Ludewig hervor,
Umglänzt von der Verklärung heilgem
Licht.
Er neigt, so dünkt ihr, sich zu ihr herab,
Sie höret des Geliebten Stimme, sieht,
Wie zum Empfang er ihr die Hände reicht.
Ich folge, spricht sie, deinem Wink, Ge-
liebter;
Ich seh die Wolke schon, die mich empfängt,
Die in den Kreis der Heiligen mich trägt.
Den Engel Gottes seh' ich schon mir nahn,

Der mich zum Thron des Unsichtbaren führt.
Mein Geist wird scheiden im Gebet. Zu dir
Schwebt er hinauf im heiligen Gesang.
Jetzt ist die Stunde da, die längst gewünschte,
Die ihre Hofnungen erfüllt, die sie
Zu ihrem Heiland ruft, und in das Land
Des Friedens führt, wo längst ihr Ludwig weilt.
Die Fromme nimmt ein Engel auf,
Und trägt, in heilgen Nebel eingehüllt,
Im Jubel sie hinauf zu Gottes Thron.
Und ihrer hohen Tugend eingedenk,
Verehrt die Welt als eine Heilge sie,
Und feyert jährlich ihren Todestag.

C. L. Stieglitz.

II.

Ehestandsscenen

aus dem

vorigen Jahrhundert,

zur Einleitung

etwas über die Biographien

aus dem Mittelalter.

Digitized by Google

Es ist zu bedauern, daß die Biographien aus dem Mittelalter gröſstentheils nur aus trocknen Annalen bestehen, in denen man weiter nichts aufgezeichnet findet, als die Jahrszahlen, in welchen jemand diese oder jene Stufe erreicht, diese oder jene öffentliche Handlung gethan, sich verheurathet, Kinder gezeugt und am Ende den allgemeinen Weg der Natur betreten hat. Welcher Gewinn wäre es, wenn man für werth gehalten hätte, die häuslichen Verhältnisse ausgezeichneter Menschen niederzuschreiben, und mit der detaillirten Erzählung ihre Schicksaale, ihre eignen Meinungen über diesen oder jenen Vorfall ih-

res Lebens, zu verbinden. Wie interessant wäre es für den Geschichtsforscher, wenn er hie und da öffentliche und berühmte Thaten, aus häuslichen unbedeutenden Ereignissen hervorgehen sähe, wenn er den großen Mann aus seinen Hauswesen in den Senat oder zur Armee, und von da wieder zurück zu seinen häuslichen Verhältnissen begleiten, und aus diesen vielen einzelnen Zügen sein genau ausgemaltes Karakterbild erhalten könnte. Wie belehrend wäre es besonders für alle die, welchen die Geschichte weiter nichts ist, als ein Commentar zu ihrem eignen Leben.

Die alte Welt liegt zu weit von uns entfernt, die Verschiedenheit der Religion, der Sitten, der Gebräuche, der Meinungen ist so auffallend, daß es uns schwer wird jene Menschen, als zu uns gehörig zu betrachten, und daß daher die Biographien der Griechen und Römer, so anziehend und belehrend sie auch für den gebildeten Kopf seyn mögen, doch für denjegen, dessen Geist eng in die Verhältnisse

des gegenwärtigen Lebens eingebaut ist, der die Geschichte verflossner Zeiten und längst verschwundner Religionen nicht kennt, wenig oder gar keine Interesse haben. Selbst der Schauplatz jener Begebenheiten, sind entlegene Länder, die uns unter andern Gestalten und Formen bekannt geworden sind, und die uns daher in der Geschichte wie fabelhafte Erscheinungen vorkommen.

Mit der Geschichte des Mittelalters verhält es sich anders; sie ist die Geschichte unsers Landes, unsrer Vorfahren, unsrer Sitten und unsrer Religion, wir können, zumahl in den letztern Jahrhunderten, berechnen, daß zu den Zeiten unsre Ur-Ur-Ur-Großväter gelebt, und an den Begebenheiten mehr oder weniger Theil genommen haben, und da wir größtentheils die Folgen jener Begebenheiten noch jetzt vor Augen sehen, und oft schwer genug fühlen, so kommen wir uns selbst als mitwirkende Personen, oder doch wenigstens als solche vor, auf die man wohl auch hätte Rücksicht nehmen sollen.

Die Geschichte rückt unserm Interesse und durch dieses unserm Geiste und Herzen näher.

Biographien aus den letzt verflossnen Jahrhunderten, ließen wir mit der Theilnahme und Neugier, mit der ein Sohn die Briefschaften seines verstorbnen Vaters durchsucht; wir freuen uns wenn wir Männer, die wir bis jetzt mit frommer Verehrung anstaunten, nun näher kennen lernen, und Menschen in ihnen sehen, die sich auch wie wir durch die Kleinigkeiten des Lebens hindurchwinden mußten; der Abstand ihrer Sitten und Meinungen mit den jetzigen, erzeugt bei uns jenes gutmüthige Lächeln, welches aus unserm eingebildeten Bessersein herrührt und unsrer Eitelkeit schmeichelt, und was die Achtung gegen große Männer dadurch verliert, das gewinnt die Liebe, ein Tribut, den wir ihnen weit lieber zollen, denn der Mensch achtet nur das, was über ihm ist, und liebt nur das, was ihm gleich ist.

Wir finden vor dem 16ten Jahrhunderte keine einzige Biographie *) die in das Detail des gewöhnlichen Lebens eingeht. Ich weiß nicht, war es Bescheidenheit, die unsre Vorfahren hinderte, auf solche Dinge einen Werth zu legen, oder war es Eitelkeit, die bedeutende Männer abhielt, sich der Nachwelt innerhalb der vier Wände ihrer Wohnungen zu zeigen — kurz sie schrieben von ihrem Leben weiter nichts auf, als die Jahre, wo eine merkwürdige Veränderung mit ihnen vorgieng, oder wo sie Handlungen verrichteten, die ihnen für die Zukunft wichtig schienen; und selbst diese wenigen Notizen sind so kurz und unvollständig, daß man sieht, sie waren mehr für ihre eigne Rückerinnerung, als für einen künftigen Biographen aufgeschrieben. Dieselbe Unvoll-

*) Carl der 4ten schrieb zwar in der Mitte des 14ten Jahrhunderts, eine Geschichte seines eignen Lebens, da sie aber unvollendet ist, und nur wenige Jahre seiner Kindheit und seines Jünglingsalters enthält, so übergehe ich sie.

ständigkeit finden wir auch in den Lebensbeschreibungen der Fürsten, deren große und kleine Handlungen, doch den Augen des Publikums so selten verborgen bleiben. Die Geschichte giebt nur mit wenigen Worten die Hauptzüge ihres Characters an, und fällt dictatorische Urtheile, die selten von Gründen unterstützt, noch seltner durch vollgültige Beweiße gerechtfertigt sind. Sie zeigt uns die Fürsten, nur als Fürsten, als Menschen lernen wir sie nie kennen.

Die Hauptursache davon ist wohl diese, daß in jenen Zeiten, die Lebensweise der Menschen im Ganzen sich gleich war, und obgleich die Stände durch Reichthum und Armuth, durch Unabhängigkeit und Dienstbarkeit abgesondert waren, so lebte doch im Ganzen der Reiche wie der Arme, der Herr wie der Diener. Mit unbegränzter Verehrung, mit blinder Ergebung hingen sie alle einer Religion an, und diese Religion gab ihnen allen einerlei Ursprung, schrieb ihnen einerlei Lebenspflichten vor, und zeigte ihnen einerlei

Aussicht in die Zukunft. Künste und Wissenschaften waren selten, und ihre Ausbildung hatte keinen Einfluß auf das häusliche Leben, sie wohnten bloß in den Köpfen einiger weniger Gelehrten, aber in den Herzen aller Menschen lebte die Religion, sie allein war ihre Weisheit, ihre Freude, ihr Trost, die Regiererinn ihres stillen zufriedenen Lebens, daher man auch die Künste und Wissenschaften Anfangs nur dazu brauchte, das Lieblingskind aller Herzen, die Religion, zu verherrlichen und ihre Lehren zu begründen. Es mußten erst merkliche Fortschritte auf den Stufen der Cultur gemacht werden, die Wissenschaften mußten erst einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung, und durch diese auf die häuslichen Verhältnisse der Menschen erhalten haben, ehe ihre Art und Weise zu leben, so verschieden ward, wie sie in unsern Tagen ist und ehe der Verstand geschärft wurde, die Nuancen dieser Verschiedenheit zu bemerken und darzustellen.

Herr Ludwig Tieck liefert im ersten Abschnitte seiner Phantasien über die Kunst ein rührendes Gemählde jenes frommen glücklichen Lebens, und da ich glaube, daß es nicht möglich ist, eine edlere und schönere Schilderung davon zu entwerfen, so wird er mir erlauben, daß ich die Seinige hier einrücken darf.

„In vorigen Zeiten (sagt er) war es Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen. Gott ward für den Werkmeister angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die Religion aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben recht verstehen, und einsehen lernten, wozu es da sey, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten. Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, — ein Hin- und Herschießen mit Weberspuhlen, woraus kein Gewebe wird.

Die Religion war bei allen großen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst gering geachtete Begebenheit einen tiefen Sinn; sie war ihnen eine Wundertinktur worin sie alle Dinge der Welt auflösen konnten; sie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges harmonisches Licht über alle verworrenen Schicksale ihres Daseyns — ein Geschenk, welches wohl das kostbarste für alle sterbliche Menschen genannt werden mag. Ihr sanfter Firniß brach die grelle Farbe wilder Ausgelassenheit, aber er warf auch über die trockne schwarze Erdfarbe des Unglücks einen glänzenden Schimmer.

„So führten die Menschen die Stunden ihres Lebens, langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtseyn der guten Gegenwart, fort. Jeder Augenblick war ihnen werth und wichtig; sie trieben die Arbeit des Lebens treu und emsig, und hielten sie rein von Fehlern, weil sie es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, ein so löbliches

und ehrenvolles Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchlosen Leichtsinn zu schänden. Sie thaten das Rechte, nicht um des Lohns willen, sondern blos aus dem nie erlöschenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunst verstanden, die ersten Fäden ihres Daseyns an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeister sie von der Werkstatt abrief, gaben sie, aufgelößt in heilige Gedanken, sich und ihr ganzes Tagewerk mit frölicher Rührung, Ihm in die Hände. Nun wurden die Personalia des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgesetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche ursprünglich die Bedeutung eines Zeugnisses von der treu und redlich vollendetem Lebensarbeit hatte und der Jugend zum Vorbild diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen, geheimnißvollen Zweck an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Le-

ben baut Er, jenseit jenes blauen Firmaments, eine neue glänzende Welt, näher um seinen Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird."

So schildert Herr Tieck das Leben unsrer frommen Vorfahren. Wem hebt sich nicht unwillkührlich die Brust zu einem Seufzer? in wessen Kopf entsteht nicht die Frage: Ist das was wir eintauschten, wohl so viel werth als das, was wir hingeben? Und warum mußte das alles so kommen? Diese Fragen aber mag der große Geist beantworten, in dessen Auge alles Ordnung und Plan ist, was in dem unsrigen verworren und zwecklos scheint.

Erst um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, da durch die Reformation die Fesseln zertrümmert worden waren, mit denen man jeden denkenden Kopf an das Interesse einer habsüchtigen geisttödtenden Clerisei geschmiedet hatte, und da die Morgenröthe der Aufklärung ihre ersten Strahlen über Europa warf, — erst von dieser Zeit an liefert uns die Geschichte

correctere Zeichnungen, richtigere Urtheile und detaillirte Biographien. Freilich betreffen diese Biographien nur Fürsten und wenige andre ausgezeichnete Männer, und beschäftigen sich immer noch mehr mit der Erzählung ihrer Thaten, als ihrem Privatleben, aber, abgerechnet den Nutzen, der für Geschichtsstudium und Menschenkenntniß daraus zu ziehen ist, so sind sie auch für den sehr belehrend, der die Fortschritte der Wissenschaften, und die dadurch bewirkte Veränderung in der sittlichen Bildung der Menschen, stufenweis verfolgen will. Noch anziehender sind die Biographien aus dem vorigen Jahrhunderte, denn, außer daß sie noch mehr in die kleinern Begebenheiten des Lebens eingreifen, so ist jener Zeitraum dem jetzigen so nahe, daß wir ihn übersehen können; die Lebensweise ist im Ganzen von der unsrigen nicht sehr verschieden, aber eben das bewirkt, daß uns jede Verschiedenheit im Kleinen um so mehr anfällt, und die Aehnlichkeit um so mehr interessant wird. Mit herzlicher Theilnahme werden wir da

gewahr wie unſre Vorfahren ſchon ſo Manches drückte, was auch jetzt noch ſchwer auf unſern Schultern liegt, wie ſo Manches Falten auf ihre Stirne warf, was uns auch noch bekümmert, und ſehen wir auf die Mittel, die ſie anwendeten, und auf die Troſtgründe mit denen ſie ſich ſtärkten, um die Hinderniſſe, die ihnen äußre Umſtände in den Weg legten, glücklich zu überwinden; ſo geht ein Schatz von practiſcher Lebensweisheit für uns hervor. Selbſt diejenigen, und deren iſt immer noch eine große Zahl, die durch Lectüre weiter nichts ſuchen als Unterhaltung, finden hier hinlänglichen Stoff. In der That was kann angenehmer und unterhaltender ſeyn, als die Bemerkung, wie ſich von Zeit zu Zeit die Begriffe von Anſtand, von Lebensart und Welten verändern? Was kann piquanter ſeyn, als der Contraſt unſrer abgeſchliffnen kalten und manirirten Art mit einander umzugehen, und jener rohen, herzlichen und natürlichen unſrer braven Vorfahren? Welche Veränderung, wenn ſich die Frau

eines reichen Bürgers der jetzigen Zeit aus ihren geschmackvoll meublirten wohlriechenden Zimmern, in die Zimmer der deutschen Fürsten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts versetzt! Statt der prächtigen Meublen von amerikanischen Holze in geschmackvollen Formen bearbeitet, trift sie dort Tische, Stühle, Schubladen und Trisurchen, von denen das Holz in den Forsten des Besitzers wuchs, und von einem ehrlichen deutschen Meister, plump und schwer, aber fest, dauerhaft und bequem bearbeitet wurde; statt der kostbaren Kupferblätter und Gemählde, mit denen ihre Zimmer dekorirt sind, sieht sie dort weiter kein Bild, als die Gemählde einiger Heiligen, selten von guten Meistern verfertiget, und die Portraits der Ahnen, in einer langen Reihe und in der Folge aufgestellt, wie sie, einer nach dem andern, ihren frommen Wandel beschlossen; statt des Flitterstaats ihrer Visitenzimmer, trift dort in den so genannten Prunksälen, Kostbarkeiten von ächtem Werthe, Geschirre deren Form gothisch

und plump, aber deren Gehalt von unverfälschten edeln Metallen ist, und Kunstwerke ohne Geschmack aber von unbeschreiblich mühsamer Bearbeitung; statt des Putzes der sie bekleidet, findet sie dort Arbeitsamkeit, die sich nie mit dem Putze verträgt, und Ordnung und Sparsamkeit, die Feinde von allem Flitterstaate sind; statt der abwechselnden Vergnügungen, mit denen sie die Zeit tödtet, sieht sie dort Fleiß und Häuslichkeit, die nie der Langeweile Raum geben, und immer neue Freuden in den kleinen stillen Kreis der Familie bringen.

Wir sind durch unsre Cultur wenig geworden, aber wir scheinen nur viel geworden zu seyn, in jenen Zeiten war man viel und schien wenig zu seyn, daher auch alle die Uebel, die durch unsre, bloß auf den Schein berechnete Cultur über uns gekommen sind, und die täglich weiter um sich greifen, in den damaligen Zeiten seltene Erscheinungen waren. Wahrheit, Herzlichkeit und Treue waren die Tugenden, die jeden heilig waren, und

daher waren ihre Versprechungen zuverläßig, ihre Freundschaften dauerhaft; ihre eheliche Treue und Liebe unverletzt und beständig bis in den Tod. Die Ausnahmen sind selten, und wo sie statt fanden, erregten sie allgemeines Aufsehen.

Da wir in einer andern Zeit leben, wo man mehr als je über die Ehen geschrieben *) und mehr unglückliche Ehen, als je, erlebt hat, so glaube ich wird es für die Leser interessant seyn, wenn ich sie mit der Geschichte einer unglücklichen Ehe, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterhalte. Sie machte in der damaligen Zeit große Sensation und Kaiser und Reich wurden veranlaßt, sich darein zu mischen, aber Herzen, die einmal von

*) Es scheint, daß das Zeitalter in dem wir leben, bloß dazu bestimmt ist, Theorien zu entwerfen, oder Risse vorzuzeichnen, nach den spätere Generationen herrliche Gebäude aufführen können, denn nie ist alles was dem Menschen heilig ist, theoretisch so vortreflich behandelt, und practisch so schändlich mit Füßen getreten worden, als jetzt.

einander getrennt sind, kann selbst der Kaiser des heiligen römischen Reichs nicht wieder verbinden, und wenn die Heiligkeit dieses uralten schwächlichen Reichs auch so gegründet wäre, wie der Titel besagt.

Die Ehestandsgeschichte, mit der ich den Leser unterhalten will, ist die, des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz und seiner Gemahlin Charlotte, einer gebohrnen Prinzessin von Hessen-Cassel. Man versuche es, die Geschichte einer unglücklichen Ehe aus der jetzigen Zeit zu schreiben, und man wird — wenn man sich Wahrheit zum Gesetz gemacht hat — Schwierigkeiten in Menge finden, wie sehr müssen sich diese häufen, wenn ein Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren dazwischen liegt. Wessen Erzählung soll man trauen? des Mannes? ein rechtlicher Mann spricht nie über das Innre seines Hauswesens, sein Familienkreis ist ihm die heilige Loge der Verschwiegenheit, zu der er nur seinem innigsten Freunde den Zutritt vergönnt; der Frau?

ach die ist immer die unschuldig leidende, die verfolgte, die geopferte, ihre Phantasie schiebt ihr einen künstlich verflochtenen Roman unter, und sie weint aufrichtige wahre Thränen, bei einer Erzählung voller Erdichtungen und Unwahrheiten. Die einzig mögliche Art, in diesem Falle mehr zu erzählen, ist die, wenn man die verschiedenen Charaktere beider kennen zu lernen sucht, und theils dadurch, theils durch die Lagen, in welche sie versetzt wurden, ihre unglücklichen Verhältnisse herleitet. Man erlaube mir diesen Weg bei Erzählung meiner Geschichte zu verfolgen, und um der Sache theils mehr Interesse, theils mehr Unpartheylichkeit zu geben, so will ich sie hernach mit den eignen Worten der Kurfürstinn, wie sie von ihr in einer Bittschrift dem Kaiser vorgestellt wurde, erzählen. Vorher wird es nöthig seyn, einen Abriß der Geschichte damaliger Zeit, in so fern sie das Pfalzgräfliche Haus betrift, und wichtigen Einfluß auf die Bildung Carl Ludwigs hatte, zu entwerfen.

Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz war im Jahre 1617 geboren. Sein Vater Friedrich der Vte war ein Fürst, der viel Thätigkeit, aber wenig Staatsklugheit besaß, so edel der Zweck war, warum er sich der römischen Königswahl Ferdinands des Isten widersetzte, und nach dem Tode des Kaisers Mathias das Interregnum zu verlängern suchte, so unbesonnen war es, daß er sich, da Ferdinand doch durch Hülfe der katholischen Reichsstände, den kaiserlichen Thron bestieg, in die Böhmischen Angelegenheiten mischte, und eine Krone annahm, zu deren Behauptung er weder Macht noch Klugheit besaß, und wodurch er sich die unversöhnlichste Feindschaft des Kaisers, den die Böhmen abgesetzt hatten, zuzog. Vielleicht würde sich Friedrich einige Zeit in seiner neuen Würde behauptet haben, wenn ihn nicht dieselbe Unbesonnenheit, mit welcher er den Thron bestiegen hatte, auch auf demselben begleitet hätte. Anstatt der Klugheit Gehör zu geben und sich vor allen Dingen der Gunst des Volks

zu versichern, so stieß er die Vornehmern dadurch vor den Kopf, daß er das Wahlrecht der Nation vernichtete, indem er seinen ältesten Sohn — damals ein Kind von sechs Jahren — zum Thronfolger ausrufen ließ, und empörte, das schon ohnehin unruhige gemeine Volk, durch seinen lächerlichen Eifer gegen Crucifixe, Heiligen-Bilder und Altäre. Anstatt so schnell als möglich Anstalten zu Vertheidigung seines Throns zu machen, so überließ er sich Lustbarkeiten und Vergnügungen, und dachte mehr darauf, König zu seyn, als König zu bleiben. Ferdinand benutzte diese Saumseligkeit und diese Fehler, er verband sich mit Sachsen, Pohlen und Baiern, und nachdem die Böhmen und Pfälzer in mehrerem kleinen Gefechten den Kürzern gezogen hatten, so wurden sie 1620 bei Prag völlig geschlagen, und das ganze übrige Böhmen, nebst Mähren und Schlesien, fiel, beinahne ohne Schwerdtschlag, in die Hände des Siegers. Friedrichen blieb nichts übrig als die Flucht, seine Länder in der Pfalz wa-

ren ihm durch die Völker des Burgundischen Kreises entrissen worden, alles fürchtete sich vor der Uebermacht des Kaisers, er wußte nicht wohin er sich wenden sollte, und mußte froh seyn, daß ihm die Schlesier 60,000 Thaler schenkten, und daß ihm endlich die Holländer, in Rhonen einer kleinen Stadt, in der Provinz Utrecht, einen Zufluchtsort verstatteten.

Geächtet, aller seiner Länder beraubt, aber seiner Würden entsetzt, lebte hier Friedrich von der Unterstützung seines Schwiegervaters, des Königs Jakob I. von Engelland, und seines Schwagers, des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Er wendete seine Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder, ohne jedoch die öffentlichen Angelegenheiten aus den Augen zu verlieren. Im Jahre 1622 machte er einen Versuch, seine Pfalz wieder zu erobern, der aber unglücklich ausfiel. Ununterbrochene Siege bezeichneten die Fortschritte der kaiserlichen Waffen, es war umsonst, daß sich Engelland, die Niederlande und Dänemark des geächteten

Pfalzgrafen annahmen, ihre Heere wurden von den kaiserlichen Armeen unter Tilly und Wallenstein geschlagen. Friedrichs politische Existenz war vernichtet, aber das Schicksal hatte ihm noch härtere Wunden zugedacht; sein ältester Sohn Heinrich Friedrich, ein Jüngling von 15 Jahren, voll seltener Anlagen und herrlicher Talente, ertrank 1629 zu Harlem. In eben diesem Jahre schloß Dännemark, geschreckt vor der Uebermacht des Kaisers, muthlos gemacht durch das immerwährende Glück der östreichischen Waffen, mit dem Kaiser Ferdinand einen Frieden zu Lübeck. Alle Hofnung für Religionsfreiheit und Unabhängigkeit der deutschen Stände schien verlohren zu seyn; da erschien auf einmal der Mann, dessen Namen noch die späteste Nachwelt mit Ehrfurcht aussprechen wird, der Retter der deutschen Freiheit, der Vertheidiger der gereinigten Religion, Gustaf Adolph, der große Schwedenkönig. Er landete mit 12000 Mann in Pommern, der Sieg gieng vor seinem Heere her, und

die Ehre folgte seinen gewaltigen Waffen.

Friedrich hörte von der Ankunft des großen Königs und von den siegreichen Fortschritten seiner Armeen, da belebte ein neuer Stral von Hofnung seinen gesunkenen Muth, und er eilte zu Anfang des Jahres 1632 nach Frankfurt am Main, wo er mit königlichen Ehrenbezeugungen von Gustaf Adolph aufgenommen ward. Er begleitete hierauf die Schwedische Armee auf ihrem siegreichen Marsch durch Franken und Schwaben und hielt an der Seite seines großen Befreiers seinen Einzug in München. Der Gang der Kriegsbegebenheiten in Oberdeutschland nöthigte den König sich mit seinen Truppen nach Sachsen zu wenden, Friedrich schied von ihm und begab sich nach Mainz. Hier erhielt er die schreckliche Nachricht von Gustaf Adolphs Tode, der auf dem Schlachtfelde bei Lützen sein edles Leben endigte. Es war der härteste Schlag, den das Schicksal dem unglücklichen Friedrich versetzte, aber es war auch der letzte, er

überlebte seinen Freund und Beschützer nur wenige Wochen und starb am 19ten Nov. 1632. als Flüchtling, ohne Aussicht für seine zahlreiche Familie *) ohne Hoffnung zu Wiederherstellung der deuschen Freiheit. Man setzte seine Ueberreste in der Kirche zu Frankenthal bei, aber das unglückliche Gestirn, das über ihm waltete, schien selbst im Tode noch nicht ausgesöhnt zu seyn, sein Leichnam mußte im Jahre 1635 nach Sedan gebracht werden, um ihn vor den barbarischen Mishandlungen seiner unversöhnlichen Feinde zu sichern.

Wenn ich in der Geschichte Friedrichs des Ersten etwas weitläuftig war, so geschahe es blos deswegen, weil sie zugleich die Jugendgeschichte Carl Ludwigs enthält. Es ist eine gegründete Bemerkung, daß das Schicksal, das in frühern Jahren unser Loos ist, bleibende Spuren auf das ganze Leben zurückläßt, und daß die Jugendgeschichte eines Menschen, die wichtigsten Aufschlüße über seinen Charakter

*) Friedrich hatte zehn Kinder, von welchen 9 bey seinem Tode noch am Leben waren.

und über sein ganzes Selbst giebt. Carl Ludwig hatte vom frühsten Alter an, über fehlgeschlagne Erwartungen, über getäuschte Hoffnungen über Undankbarkeit und Feindseligkeit klagen hören, es war daher natürlich, daß er sich ein ängstliches und fürchterliches Bild von der Welt entwerfen mußte, die er bloß auf der schlechten Seite kennen gelernt hatte, und daß daraus etwas mißtrauisches, bittres und argwöhnisches in seinen Charakter gelegt wurde, zu dem er außerdem nicht die geringste Anlage hatte. O es ist gewiß, das Bild, das sich der Jüngling in frühen Jahren von der unbekanten Welt entwirft, in die er treten soll, wird nie wieder völlig aus seiner Seele verwischt, im Gegentheile wird er immer hernach mehr nach den Zügen haschen, die seinem entworfnen Bilde ähnlich sind, als nach jenen, die ihm nicht gleichen.

Aus den nehmlichen Ursachen läßt sich die Sparsamkeit herleiten, die man Carl Ludwigen oft vorgeworfen hat. War es nicht natürlich, daß ihm seine Eltern, die nur von Unterstützungen lebten, die Spar-

samkeit als eine nothwendige Tugend anempfohlen, und da seine Einkünfte anfänglich gewiß sehr beschränkt waren, so mußte ihm diese Sparsamkeit wohl bald zur Gewohnheit werden. Bey heranwachsenden Jahren gieng er auf die Universität nach Leiden, und studierte die Wissenschaften mit einem Eifer, der gewöhnlich alle die Jünglinge beseelt, deren Glücksumstände nicht in gleichem Verhältnisse mit ihren Talenten stehen, und die in ihrer ruhigen Studierstube die Unruhe der Welt und das unglückliche Schicksal zu vergessen suchen, das den Morgen ihres Lebens verbittert. Er brachte es in der Geschichte in der Mathematik, Philosophie, Jurisprudenz, ja selbst in der Gottesgelahrheit, die in den damaligen Zeiten, für das hauptsächlichste Studium gehalten wurde, weit über das Gewöhnliche und erhielt von den größten Gelehrten seiner Zeit die verdientesten Lobsprüche.

Nach dem Tode seines Vaters waren seine Aussichten trüber geworden, als je; die Schweden wurden bey Nördlingen ge-

ſchlagen, alle ſeine Länder giengen wieder verlohren, und ſein Vormund Pfalzgraf Ludwig Philipp (ein Bruder ſeines verſtorbenen Vaters) rieth ihm nach England zu gehen, um dort von Carl I. ſeinem mütterlichen Oheim, Hülfe auszuwirken. An dieſem Hofe trat Carl Ludwig zum erſtenmahle in die Welt, wie verſchieden war ſie von der, die er bis jetzt kannte! Luſtbarkeiten und Vergnügungen umgaben, ihn, ſein junges Herz ſchlug zum erſtenmahle frei, ſeine Sorgen verſchwanden, er lebte der Gegenwart und bekümmerte ſich wenig um die Zukunft, in der er nur trügeriſche Hofnungen und ungewiſſe Ausſichten erblickte. Man wirft ihm vor, er habe den Zweck ſeiner Reiſe beinahe ganz aus den Augen verlohren, und habe über eine Liebſchaft in die er ſich einließ, die deutſchen Angelegenheit und die Lage ſeiner Erbländer gänzlich vergeſſen; aber wenn es auch wahr iſt, daß er ſich den Vergnügungen, die an dem Hofe ſeines Oheims an der Tagesordnung waren, etwas zu ſehr ergab, ſo iſt dieſes einem ſie-

benzehnjährigen Jüngling, dem bei seiner ersten Ausflucht in die Welt, jedes Vergnügen durch die Neuheit noch reizender erscheint, wohl zu verzeihen, und was seine Liebschaft betrift, so scheint sie mehr ein jugendlicher Rausch gewesen zu seyn. Zu dem bestätigt die Erfahrung, daß diejenigen Menschen, deren Jugendjahre trüb und kummervoll waren, empfänglicher für diese Leidenschaft sind, als solche, die unter einem glücklichen Himmel gebohren wurden. Ludwigs fernere Schicksale bestätigen diese Erfahrung noch mehr. Uebrigens lehrt der Erfolg, daß diese Beschuldigungen, wenn auch nicht ganz ungegründet, doch wenigstens zu hart sind, denn kaum hatte er das achtzehnte Jahr zurückgelegt, so nahm er den Churfürstlichen Titel an, und zeigte Entschlossenheit genug, sich im Besitz seines väterlichen Erbtheils zu setzen. Zuerst ließ er an die zu Regensburg wegen der Kaiserwahl versammelten Kurfürsten ein Schreiben ergehn, worinn er seine Gerechtsame ausführte. Man achtete aber darauf so wenig, daß

man es nicht einmal beantwortete. Indessen hatten sich die Schweden von der Nördlichen Niederlage wieder erhohlt und einen Sieg über die Kaiserlichen bei Witstock davon getragen. Carl Ludwig hoffte, daß es endlich gelingen würde, die Kaiserlichen zu demüthigen, und um ihnen auf einer andern Seite eine Diversion zu machen, gieng er nach den Niederlanden, warb mit englischen Subsidien einige tausend Mann Truppen, legte in Westphalen Magazine an, und hatte die Absicht mit den Hessen vereinigt zu agiren, aber die Kaiserlichen kamen ihm zuvor, sie überrumpelten die Stadt Meppen in Westphalen, wo Ludwigs Magazine waren, und erbeuteten allen Vorrath an Geld und Lebensmitteln, den er mühsam zusammengebracht hatte. Ludwig mußte nun seine Operationen in diesen Gegenden aufgeben, er zog sich in die Grafschaft Lippe, verstärkte sich mit einiger Schwedischer Mannschaft und belagerte dann Lemgo, aber auch hier war ihm das Kriegsglück nicht günstig, der Kaiserliche General Hatzfeld

nöthigte ihn die Belagerung aufzuheben, und schlug ihn am 18ten Nov. 1788. bei Mlotho. Seine Niederlage war so groß, daß er alle Munition, alle Bagage und die ganze Artillerie zurücklassen mußte, und froh war, daß er sich nur selbst durch die Flucht retten konnte. So unglücklich liefen die Versuche zur Wiedereroberung seiner Länder ab, Unglücksfälle, die man aber mehr der geringen Anzahl neugeworbener und ungeübter Truppen, als der Unerfahrenheit des Prinzen zuschreiben muß. Ludwig gieng wieder in die Niederlande zurück, und suchte in diesem gastfreien Lande, daß ihm als Kind schon in seinen Schoos aufgenommen hatte, das traurige Schicksal zu vergessen, das ihn als Mann bedrohte.

Indessen fieng man nach und nach an, Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden Gehör zu geben, man war des langwürigen Krieges müde, die Fluren Deutschlands waren verwüstet, die Kassen der Fürsten waren erschöpft, die Länder waren entvölkert. Ludwig gieng nach Kop-

penhagen, um den König von Dännemark Christian den Vierten, der sich zum Vermittler angeboten hätte, für sein Interesse zu gewinnen, und da 1641 die Friedensverhandlungen in Osnabrück ihren Anfang nahmen, so fertigte er ebenfalls Gesandte dahin ab.

Der Krieg wüthete unterdessen mit abwechselndem Glücke immer fort, und noch sieben lange Jahre mußten mit blutigen Scenen befleckt werden, ehe die Machthaber Europens so weit entkräftet waren, daß ihnen nichts anders übrig blieb, als durch einen allgemeinen Vergleich, die ungeheure Verwirrung zu endigen.

Der Westphälische Friede kam endlich 1648 zu Stande, und durch ihn erhielt Carl Ludwig die Unterpfalz zurück. Um ihn auch wieder in den Kurfürstlichen Rang einzusetzen, sahe man sich genöthigt eine achte Kurwürde zu errichten. Ludwig hatte sich nach seinen letzten so unglücklich ausgefallenen Kriegsoperationen ununterbrochen in England aufgehalten, jetzt eilte er nach Deutschland zurück, um von sei-

nen väterlichen Erbländern Besitz zu nehmen. Seine erste Reise gieng nach Nürnberg, um auf den dortigen Exekutionsconvent die Schwierigkeiten auszugleichen, die der Vollziehung der Westphälischen Friedensartikel noch im Wege standen. Ehe er aber dahin kam, hielt er sich einige Zeit am Hofe des Landgrafs von Hessen Willhelm des Fünften auf.

Die Freude, über die glückliche Veränderung seines Schicksals, und die Gewißheit, nun bald im Besitz seiner Länder und Würden zu seyn, erzeugte bei ihm den Wunsch, dieses Glück in den Armen eines geliebten Weibes doppelt zu genießen. Er stand im 32sten Jahre seines Alters, seine politischen Wünsche waren befriedigt, die Wünsche seines Herzens wollten auch befriedigt seyn, aber unbekannt an den Höfen der deutschen Fürsten, wo sollte er eine Gemahlinn finden, wie sein Herz verlangte? Da sah er die Prinzessinn Charlotte die Tochter Willhelms von Hessenkassel, ihr feuriger Charakter riß ihn hin, ihr stolzer Geist eroberte ihn, und er bemerk-

te nicht, daß ihr jene schöne Weiblichkeit, jene Anmuth und Sanftheit fehlte, die den Mann auf immer an das Weib fesselt. Ungeachtet sie die Tochter eines der ersten deutschen Fürsten war, so war ihre Bildung doch vernachlässigt worden, ihr unruhiger Geist gefiel sich nur in rauschenden Vergnügungen, Reiten, Fahren und Jagen waren ihre Lieblingsbeschäftigungen, und alles das was ausschließend nur zur weiblichen Bestimmung gehört, verachtete sie, oder that sie nur gezwungen. Aber eben vielleicht das Pizarre in ihrem Charakter machte sie Ludwigen interessant, und dieses Interesse, daß sich gewiß mit einer flüchtigen Leidenschaft geendigt haben würde, hielt er für Liebe, und beschloß sich um sie zu bewerben. Der Herzog Friedrich von Würtenberg war sein Nebenbuhler, und zwar ein sehr beglückter Nebenbuhler, denn die Prinzessinn zog ihn augenscheinlich vor. Dieß vermehrte Ludwigs Leidenschaft — Eifersucht hat schon manche Liebe wieder angefacht, die ohnedem gestorben wäre — er bemerkte kaum die

Fortschritte seines Nebenbuhlers, als er ihm zuvor zu kommen suchte, und ohne sich weiter zu bedenken, trug er seine Hand der Prinzessinn förmlich an. Ob nun gleich Charlotte lieber dem Herzog Gehör gegeben hätte, als ihm, so gilt im Reiche der Politik doch ein Kurfürst mehr, und wer weiß nicht, daß in allen Jahrhunderten, die herzlose Politik allein, die Kinder der Fürsten in ihr hochzeitliches Bette geführt hat?

Umsonst warnte die Mutter der Prinzessinn, umsonst schilderte sie Ludwigen den harten und unnachgiebigen Charakter ihrer Tochter, umsonst gab sie ihm zu verstehen, daß sie nicht von der Liebe ihrer Tochter zu ihm überzeugt sie, und daß sie von der großen Verschiedenheit ihrer Gesinnungen nichts Gutes erwartete, — er schlug, von Leidenschaft geblendet, die mütterliche freundliche Warnung in den Wind, und die Verlobung erfolgte noch vor seiner Abreise nach Nürnberg.

Die Vermählung ward im folgendem Jahre 1650 vollzogen.

Schon in dem ersten Jahre der Ehe, bemerkte der Kurfürst, wie gegründet die Besorgnisse der alten Landgräfinn gewesen waren, seine Gemahlinn betrug sich hart und bitter gegen ihn, ihr Hang zu glänzenden Vergnügungen und Lustbarkeiten, vertrug sich nicht mit seiner gewohnten Sparsamkeit und mit den Einschränkungen, die der bedaurungswürdige Zustand seiner Länder, die durch den langwierigen Krieg in den äußersten Verfall gerathen waren, nothwendig machte. Selbst das, was jedes weibliche Herz entzückt und die Unannehmlichkeiten des Ehestandes versüßt, das Glück, Kinder zu bekommen, erregte in dem Herzen der Kurfürstin nur Unmuth und Verdruß, die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft waren ihrer Ausgelassenheit lästig, und die Abnahme ihrer Schönheit und ihrer Kräfte nach jeder Niederkunft, war ihrer Eitelkeit unerträglich. Geduldig ertrug der Kurfürst das launige und närrische Betragen seiner Gemahlinn, er suchte durch zuvorkommende Freundlichkeit ihr fühlloses Herz umzustimmen, er

ſuchte durch häufig angeſtellte Luſtbarkeiten ihren Launen zu ſchmeicheln, aber vergebens, ſie blieb lieblos und kalt. Selbſt da ſich dieſer Kaltſinn mit jedem Jahre vermehrte, da oft ganze Tage verfloſſen, wo er ſeine Gemahlinn nicht zu ſehen bekam, die ſich ſchmollend in ihr Kabinet verſchloß, ließ er ihr doch ihr unfreundliches Betragen nicht entgelten, ſondern ertrug ſtillſchweigend die Laſt, die er nun einmal auf ſeinen Schultern fühlte.

Seine ganze Sorgfalt gieng dahin, ſeine Länder blühend zu machen, und ſeinen Unterthanen das Glück und die Ruhe zu geben, die er umſonſt innerhalb ſeines Schloſſes ſuchte. In der That war Carl Ludwig in jeder Rückſicht ein vortreflicher Regent und ein liebreicher Vater ſeiner Unterthanen. Er zog durch anſehnliche Freiheiten eine Menge Ausländer, beſonders aus der Schweiz und aus Holland in ſeine Länder, um dieſen entvölkerten Provinzen wieder aufzuhelfen, er ſchränkte ſich ein, um mit den erſparten Geldern wohlthätige

Stiftungen *) anzulegen, er war wachsam, beinahe mistrauisch gegen seine Minister und Räthe, um seine Unterthanen nicht von Günstlingen quälen zu lassen, er übte die strengste Gerechtigkeit aus, um ihnen jeden Grund zur Unzufriedenheit zu benehmen. So lebte Ludwig geliebt und geachtet von allen seinen Unterthanen, nur allein von der nicht geachtet und geliebt, deren Achtung und Liebe ihm über alles theuer gewesen wäre. Seine Gemahlinn hatte ihm schon zwey Kinder gegeben, mehr Früchte einer kalten pflichtmäßigen Hingebung als einer herzlichen liebevollen Vertraulichkeit, ihre dritte Niederkunft war schwer, wahrscheinlich hatte sie sich bei ihren ausgelassenen Vergnügungen zu wenig geschont, das Kind kam schwach zur Welt und starb gleich nach der Taufe. Die Kurfürstinn ward nun noch kälter gegen ihren Gemahl, und unter dem Vor-

*) Unter seine vorzüglichsten Stiftungen gehört die Restauration der Universität Heidelberg, im Jahr 1652. die er mit den berühmtesten Leuten besetzte.

wandte die Pfalz sey zu arm um viele fürstliche Kinder zu ernähren, versagte sie ihm alle Gunstbezeugungen so hartnäckig, daß sie ihm sogar den Zutritt in ihre Zimmer versagte, und seine freundlichen Bitten mit wegwerfender Verachtung erwiederte. Länger konnte es die Geduld des Kurfürsten nicht ertragen, die Zwistigkeiten wurden öffentlich ruchtbar. Carl Ludwig versuchte noch einmal alles, um das Herz seiner Gemahlinn zu bewegen, aber vergebens, die Erbitterung von beiden Theilen war nun aufs höchste gestiegen. Ihre Familie der Markgraf von Badendurlach, der Herzog von Wirtemberg, und ihr eigner Bruder der Landgraf Wilhelm von Hessen, kamen nach Heidelberg und suchten sie, durch Vorstellungen und Bitten zu einem bessern Betragen gegen ihren Gemahl zu bewegen, — umsonst, es fruchtete nichts, im Gegentheile verdoppelte sie absichtlich ihr höhnisches und verächtliches Benehmen gegen den Kurfürsten. Ihr Bruder glaubte sie endlich durch List wieder zu einer Versöhnung zu brin-

gen, er bat den Kurfürſten und ſeine Gemahlin, daß ſie ihn bis Winsheim begleiten, und dort mit ihm übernachten möchten. Es geſchah. In Winsheim war alles ſchon veranſtaltet, und da man ſich niederlegen wollte, fand es ſich, daß für das Kurfürſtliche Ehepaar nur ein Bette bereitet war, und die Kurfürſtinn hatte keine andre Wahl, als entweder eine Nacht in den Armen ihres Gemahls zuzubringen, oder auf ein Nachtlager Verzicht zu thun. Sie wählte trotzig das letztere, ſie legte ſich auf eine harte Bank und ließ ſich weder durch Bitten noch Drohungen bewegen. Dieſer Schimpf, von dem mehrere Fürſtliche Perſonen und ein groſſer Theil ſeiner Dienerſchaft Zeugen waren, empörte den Kurfürſten ſo, daß er in dieſem Augenblicke beſchloß, das unwürdige Geſchöpf zu verlaſſen. Dieſer Entſchluß ward noch mehr, durch die üppige Verſchwendung der Kurfürſtinn auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin ihr Gemahl auf Einladung des Kaiſers Ferdinand des Dritten ſich begeben mußte, beſtärkt.

Unter den Hoffräuleins der Kurfürstinn befand sich Luise Baroninn von Degenfeld, die Tochter Christoph Martins Freyherrns von Degenfeld aus einem alten Schwäbischen Hause. Sie war ohnstreitig eine der liebenswürdigsten Frauenzimmer der damahligen Zeit, mit allen Reitzen der Weiblichkeit verband sie Anstand und Würde, mit aller Sittsamkeit verband sie einen vollkommen ausgebildeten Geist, mit aller Bescheidenheit so viele wissenschaftliche Kenntnisse, daß man ihr den Nahmen eines gelehrten Frauenzimmers nicht absprechen konnte. Mit Vergnügen hatte sie der Kurfürst mehrmahls bemerkt, er hatte ihre Unterhaltung gesucht und ihre Talente geachtet. Die Vergleichung die er wohl oft im Stillen, zwischen ihr und seiner Gemahlinn anstellen mochte, konnten natürlich nicht zum Vortheil der Letztern ausfallen. Luise war eine Vertraute der Kurfürstinn, ihre Bestimmung hatte sie dazu gemacht, nicht die Aehnlichkeit der Gesinnungen, der Kurfürst sprach daher oft mit ihr über den

unglücklichen Charakter seiner Gemahlinn, und ihr sanftes Herz nahm an seinem Kummer Theil, ohne doch dabei die schuldige Ehrerbietung gegen ihre Gebieterinn zu verletzen. Ludwig liebte das reitzende Geschöpf, ehe er selbst seine Leidenschaft ahndete. Erst da er den Entschluß gefaßt hatte, und von der Nothwendigkeit überzeugt war, seine Gemahlinn von sich zu entfernen, fühlte er, wie unendlich viel es ihm kosten würde, auf den Umgang Luisens Verzicht zu thun. Er konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß er sie liebte, so liebte, wie er noch kein weibliches Wesen geliebt hatte, sie zu besitzen schien ihm das höchste Glück zu seyn. Er trug ihr seine Liebe an, er bat, er versprach; aber einen Geist wie der ihrige, konnte weder der Schimmer des Glücks, noch die Befriedigung der Eitelkeit, zu einem Schritte verleiten, der der Ehre zuwider war. Sie schlug standhaft seine Bewerbungen aus. Da bot ihr der Kurfürst endlich seine Hand an, und nur unter der Bedingung, daß das Band zwischen ihm

und ihr unauflöslich seyn, und durch eine rechtmäßige Trauung geknüpft werden sollte, gab sie seinen Wünschen Gehör. Beide wurden in Schwetzingen, von einem lutherischen Geistlichen aus Heidelberg, verbunden.

Die Kurfürstinn lebte abgesondert von ihrem Gemahl auf dem Schlosse zu Heidelberg, sie hatte eigne Bedienung, hielt eigne Tafel und hatte sogar eine eigne Leibwache. Ludwig benachrichtigte sie durch ein eigenhändiges Schreiben von seiner neuen Verbindung. Außer sich vor Zorn warf sie noch die letzte dünne Maske ab, in welche sie ihren wilden Charakter verborgen hatte, sie wüthete und tobte, und da der Kurfürst kurz darauf mit Luisen nach Heidelberg kam, lief sie mit einer geladenen Pistole in das Zimmer, um ihre Rache im Blute ihrer Nebenbuhlerinn abzuwaschen, der Graf von Hohenlohe entriß es aber glücklich ihren Händen, und schoß es zum Fenster hinaus ab. Der Kurfürst hörte den Schuß fallen und stürzte in das Zimmer, er traf seine ehe-

mahlige Gemahlinn von Zorn und Wuth entstellt, und gab ihr in der Hitze eine Maulschelle. Sie fiel ihm zwar zu Füßen und bat um Verzeihung, aber von diesem Augenblicke an sah er sie nie wieder.

Einige Schriftsteller erzählen zwar diese Geschichte mit einigen Veränderungen, die aber zur Hauptsache nichts beitragen. *)

Ich liefere nun die Erzählung der Kurfürstinn, wie sie sie dem Kaiser in einer Supplik vortrug. Man wird freilich die Begebenheiten darin kaum wieder erkennen, denn alles was zum Vortheil der Kurfürstinn gereicht ist herausgehoben, und alles Nachtheilige verschwiegen, oder durch Nebenumstände in ein günstiges Licht gestellt. Aber was dieser Erzählung an Wahrheit abgeht, das gewinnt sie an Naivetät, und komischem Ernste. Zugleich kann sie als Muster der Schreibart der da-

*) Reiger in der ausgelöschten Pfalzsimmerschen Kurlinie S. 347. Finsterwald erläutertes Germ. princ. von der Pfalz S. 434 u. f.

maligen Zeit dienen. Hier ist sie. Ich lasse die Titulaturen und den Eingang weg.

Es wird verhoffentlich Ihro Kayserl. Majest. unbewust seyn. was massen Wir Uns ohngefehr vor 11. Jahren, in Eheliche Verlöbniß eingelassen, mit dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Ludwig, Pfalz-Grafen beym Rhein, des Heil. Römischen Reichs Erz-Schatz-Meistern, und Chur-Fürsten, Hertzogen in Bayern, zu welcher Zeit Seine Lieben so wohl in vielfältigen vor der Christlichen Copulation mit Uns geführten discursen, als auch in ipso actu Copulationis ein immerwährende Treu und Eheliche Liebe, wie Unserseits auch geschehen, höchst betheurlich zugesagt, und versprochen, welches Uns dann zu einer solchen Christlichen Gegen-Liebe animiret, daß wir F. L. nach unserm besten Vermögen, so viel Uns weibliche Schwachheit zugelassen, in Ehelichem Gehorsam also aufgewartet, daß F. L. die geringste Ursach nicht finden

wird, mit wohlgegründetem Fug, sich wieder Uns zu beschweren. So haben Wir auch durch die Gnade GOttes Zwey junge Prinzen und Ein Fräulein mit einander in Ehelicher Liebe gezeuget, daß also J. L. sich billig solten gemäßiget haben Uns die denegationem Cohabitationis unschuldiger Weise aufzudringen.

Wir geben aber Ihro Kayserl. Majest. unterthänigst zu vernehmen, daß Wir, nach ausgestandenem dritten höchstbeschwehrlichen Kind-Bette an unserm Herrn Gemahl eine nicht geringe Entfremdung des Gemüths aus etlichen Zeichen genugsam verspühret, welches dann billig Uns zu einem Argwohn hätte verleiten sollen, wann unser treues Gemüthe nicht ein anders und löblichers von Ihro L. gefaßt, und praesumiret hätte. Dann als Wir einsmahls, nach Fürstl. Gebrauch, Ihro L. einen schönen Apfelgrauen Neapolitanischen Hengst, mit aller Zugehör, zum Neuen-Jahr verehreten, hat sie zu uns gesagt: Schatz, Wir begehren hinführo solche praesenten nicht mehr, welche Un-

ser Schatz-Kammer verringern, und haben noch selbiges Tages dasselbe einem schlechten von Adel verehret; Welche Verschimpffung dann Uns wehe gethan, daß wir Unserer Cammer-Jungfer, Mariae Luise von Degenfeld, von deren unzüchtigen Ehebrecherischen Beginnen Wir der Zeit das geringste nicht gewust, solches mit weinenden Augen geklagt, welche Uns darauf geantwortet, wann ihr ein solches einmahl von ihrem zukünfftigen Ehe-Consorten begegnen solte, so wolte sie ihm alle Eheliche Beywohnungen versagen. Mit welchen Worten sie nichts anders gesucht, als Uns gegen Unsern Herrn Gemahl zu verhetzen. Nicht lang hernach ist uns von besagter von Degenfeld unsers Gemahls Ring aus unser Schub-Laden entwendet worden, welches ohn Zweiffel ein angestellter Handel muß gewesen seyn; dann unser Herr Gemahl denselben von uns begehrten. Als Wir aber ihn nicht haben finden können, ist Ihro L. sehr über uns entrüstet worden, und also gegen uns heraus gefahren: Ihr macht mir

wunderliche Gedanken mit dieſem Ring, hätte gemeinet, ihr nehmet ihn beſſer in acht. Worauf wir geantwortet, ach mein Schatz! habt mich doch in keinem böſen Verdacht, er iſt mir durch untreue Leute entfremdet worden. S. L. aber fuhr fort: wer mögen doch dieſe ungetreue Leute ſeyn? Vielleicht iſt es ein junger Cavallier, welchem ihr ihn wohl ſelbſt möcht an die Finger geſteckt haben. Welches uns ſo wehe gethan, daß Wir etwas härter mit Ihro L. geredet haben, und geſagt: Ein ſolches würde mir kein redlicher Fürſt nachreden können. Worauf er geſagt, wer hat Euch Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürſten zu ſchelten, werde ich ein ſolches von Euch hinführo hören, ſo ſolle Euch mit Maulſchellen gelohnet werden. Auf welches wir kein Wort geantwortet, ſondern wir haben heftig geweinet, und hat uns die von Degenfeld aus falſchem Gemüthe getröſtet, ſprechende: Ihro Churfürſtl. Durchl. ſeyen doch zufrieden, und bekümmern ſich nicht ſo ſehr, er wird ſich ſchon wieder fin-

den, mit welchen Worten sie uns dazumahl befriedigt. Es ist uns aber nicht lang hernach, von einem sehr vertrauten Diener, ein sehr nachdenkliches Lateinisches Brieflein, welches er bey unsers Herrn Gemahls Gemach ohngefehr gefunden, eingehändigt worden, dessen Inhalt folget.

1)

Serenissimo Electori Palatino, Carolo Ludovico, Duci Bavariae, Dilecto meo.

NOn possum tibi, Serenissime Elector, ultra adversari, nec te amplius amoris mei expertem habere. Vicisti, jam tua sum. Me miseram! qui tuas suscepi literas.

1) Länger kann ich dir erhabener Fürst nicht widerstehen, länger kann ich dir meine Liebe nicht verweigern. Du hast gesiegt, ich bin die Deinige! O ich Unglückliche, daß ich deine Briefe annahm! Wie viele Gefahren werde ich mich aussetzen müssen, wenn mir deine Treue und deine

Nimium multis ſum exponenda periculis, niſi me tua fides et prudentia juvet. Vide, ut ſerves, quae ſcripſiſti. In amorem tuum jam venio; ſi me deſeris, et crudelis et proditor, et omnium peſſimus es. Facile eſt foemellam decipere, ſed quanto facilius, tanto turpius. Adhuc res integra eſt, ſi me putas deſerendam, dicito, antequam magis amor ardeat, neo incipiamus, quod poſt modum incepiſſe poeniteat. Omnium rerum inſpiciendus eſt finis. Ego, ut foeminarum eſt, parum video, tu vides, te mei et tui curam ha-

Klugheit nicht beiſteht! Siehe zu und halte was du mir geſchrieben haſt. Ich werfe mich in deine Arme, könnteſt du mich verlaſſen, könnteſt du grauſam und verrätheriſch an mir handeln, o dann wäreſt du der ſchlechteſte aller Menſchen. Es iſt leicht ein unerfahrnes

here oportet; Do me jam tibi, tuamque profequor fidem, nec tua eſſe incipio, niſi ut ſim perpetua; Vale, meum praeſidium meaeque ductor vitae.

Ludovica, Baroniſſa à Degenfeld.

Als Wir nun dieſen unzüchtigen Brieff, vielleicht durch die Schickung GOTTES, alſo bekommen, haben wir denſelben alſo=

Mädchen zu betrügen, aber je leichter es iſt, deſto ſchändlicher iſt es. Noch iſt nichts geſchehen, glaubſt du mich verlaſſen zu müſſen, ſo ſage es frei, ehe die Leidenſchaft heftiger entbrennt, und laß uns nichts beginnen, was wir bald darauf bereuen könnten. Von allen Dingen muß man das Ende vor Augen haben; ich bin ein ſchwaches Mädchen und ſehe wenig, du überſiehſt alles, o es iſt deine Pflicht, Sorge zu tragen für mich und dich. Siehe ich übergebe mich dir ganz, ich traue feſt auf deine Treue, denn ich mag nicht die Deinige ſeyn, wenn ich es nicht auf ewig ſeyn kann. Lebe wohl! du biſt mein Schutz, und der Führer meines Lebens.

bald mit grosser Bestürtzung übersehen: weiln Wir aber in der Lateinischen Sprache nicht zum besten erfahren, haben Wir gemelten unsern treuen Diener, welcher uns den Brieff eingehändiget, alsobald zu dem Wohlgebohrnen Grafen, Herrn Johann Jacoben, Grafen von Eberstein, unserm geliebten Herrn Vettern, welcher sich ohngefehr zu Heidelberg damals bey uns aufgehalten, abgefertiget, und ihn zu uns beruffen lassen, welchen wir freund-Vetterlich ersuchet, ob er uns wolte in Dolmetschung besagten Briefleins zu Hülffe kommen, welches er uns redlich geleistet. Aber nicht ist zu sagen, was grosse Bekümmerniß damahln unser Herz eingenommen, als Wir augenscheinlich sehen müssen, wie man so unverantwortlich und un-Fürstlich mit uns umgehe, und, daß eben diejenige, welche Wir nicht als eine Leib-Dienerin, sondern als eine Schwester geliebet, und solte das Pfand der ehelichen Treu, mit welcher unser Herr Gemahl uns verbunden, also schändlicher Weise auflösen, haben Uns dero-

wegen, aus verwirreten Gemüthe, so weit erkühnet, gemeldter von Degenfeld, welche damahln nicht zugegen, ihr Trisurlein aufbrechen zu lassen, und nach fleißiger Durchsuchung folgende 3 Unglücks-Brief gefunden

2)

Generosissimae Virgini, Dominae Mariae Ludovicae à Degenfeld.

SAlutarem te, Ludovica, meis scriptis frequentius, si qua mihi ad id occasionis copia foret; sed omnis tum salus, tum vitae meae spes ex te dependet. Ego te magis quam me amo, nec puto la-

2) Oefterer meine geliebte Luise würde ich dich mit meinen Briefen begrüßen, wenn ich nur irgend Gelegenheit dazu hätte; ach das ganze Glück, die ganze Hofnung meines Lebens hängt ja von dir ab; Ich liebe dich mehr als mich selbst, das Feuer meines verwundeten Herzens kann dir, wie ich glaube, nicht verborgen seyn. Du

tere meum ardorem laesi pectoris. Index tibi esse potuit vultus meus, et, quae te vidente emisi suspiria. Ter benignè precor, si me tibi aperio: Cepit me decus tuum, victumque tenet eximia, qua omnibus praestas, venustatis gratia. Quid esset amor, ante hac nescivi; Tu me cupidinis imperio prima subjecisti, nec mireris, me ignorasse hactenus, cum conjugem meam ne unquam ardentius amare potuerim. Vicerunt me oculorum tuorum radii, quibus es sole potentior. Captivus jam

hast es aus meinen Mienen, aus den Seufzern, die mir bey deinem Anblick unwillkührlich entwischten, errathen müssen. O ich bitte dich, höre mich gütig an, wenn ich mich dir eröfne. Deine Reitze haben mich eingenommen, die holde Anmuth, die Liebenswürdigkeit, mit der du alle deines Geschlechts übertrifst, haben mich

ſum tuus, nec mei amplius compos; te dies noctesque amo, te deſidero, te voco, te expecto, de te cogito, in te ſpero, de te me oblector, tuus eſt animus meus, tecum ſum totus, tu ſola ſervare potes, ſolaque perdere. Elige horum alterum, et quid mentis habeas reſcribe, nec durior erga me verbis eſto, quam fuiſti oculis, quibus mei colligantur. Si das quod volo, vivere felix volo,

gefeſſelt. Ich wußte vorher nicht was Liebe war, du haſt mich zuerſt ihrer Herrſchaft unterworfen, und wirſt dich darüber nicht wundern, da du weißt daß ich meine Gemahlin nie feurig lieben konnte. Deine Augen, deren Strahlen mächtiger ſind, als die Strahlen der Sonne, haben mich überwunden. Ich bin dein Gefangener, und bin meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, dich liebe ich Tag und Nacht, dich verlange ich, dich rufe ich, dich erwarte ich, an dich denke ich, auf dich hoffe ich, an dir ergötze ich mich, du biſt meine

si negas, extinguis cor meum, quod te magis quam me amat. Ego me tibi, et haec commendo fidei. Vale, anima mea, et vitae subsidium meae. Tuus solus, tuus totus, qui nec mei amplius compos.

Carol. Ludov. D. G. Elector Palat. Rhen.

Seele, mit dir nur bin ich innig vereinigt, du allein kannst mich erhalten, du allein verderben. Wähle eins von beiden und schreibe mir, was du zu thun Willens bist; O daß deine Worte gegen mich gütiger wären, als deine Blicke bisher waren, gewährst du mir, was ich wünsche, so werde ich ein glückliches Leben führen, verweigerst du es aber, so tödtest du ein Herz, das dich mehr liebt, als sich selbst. Lebe wohl, meine Seele! du bist der Trost und die Hofnung meines Lebens. Dein bin ich allein, dein bin ich ganz, ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig.

3)

Virgini Venuſtiſſimae, Dominae Mariae Ludovicae, Baroniſſae à Degenfeld, dilectae meae ad teneras manus.

Magno mihi gaudio fuit Epiſtola tua, ſed anxit me quod amorem parvi pendas meum; nam etſi plures ſint, qui te amant, nullorum tamen ignis comparandus eſt meo. At tu hoc non credis, quia ob verſuriam Charlottae loqui nequeo tecum, id ſi da-

3) Dein Brief hat mir große Freude verurſacht, aber das ängſtigt mich, daß du meine Liebe zu dir für ſo gering hälſt; obgleich viele dich lieben, ſo iſt ihre Leidenſchaft doch mit der meinigen nicht zu vergleichen. Aber du glaubſt das nicht, weil ich wegen Charlottens Eiferſucht nicht mit dir reden kann, könnte ich das, gewiß du würdeſt mich nicht verachten. Fälle ein anderes Urtheil über mich, und ſage nicht,

retur, non me contemneres. Sed muta ſententiam illam, quâ laborem meum vanum dixiſti futurum. Abſit haec crudelitas, mitior eſto, ſi non amanti, tamen Electori et benefactori tuo. Si perges ſic loqui, fies homicida, nec dubita, facilius tu me interimes, quam quis alius gladio. Deſino jam plura poſcere, ut redames tamen poſtulo. Nihil hic eſt quod objicias, nemo poteſt re prohibere. Dic, te me amare, et bea-

daß meine Mühe um dich in Zukunft vergebens ſeyn würde. Weg mit dieſer Härte, ſey gütiger gegen mich, und wenn du in mir nicht deinen Geliebten ſehen willſt, ſo ſey es deswegen, weil ich dein Fürſt und Wohlthäter bin. Fährſt du aber fort, ſo zu ſprechen, ſo wirſt du zur Mörderin werden, o zweifle nicht, du wirſt mich dadurch leichter umbringen, als wenn mich jemand mit einem Dolche

tus ſum. Annulus tuus nunquam ex digito meo recedet, et illum vice tua crebris oſculis reddam madidum. Vale delicium meum, et, et mihi, quod poteris, ſolatium dato.

Tui addictiſſimus

C. L. Com. Pal. Rhen. Elector, Dux Bavariae.

durchſtieß. Ich verlange nichts mehr von dir, aber das einzige verlange ich, daß du mich wieder liebſt. Sieh hierauf kannſt du mir nichts entgegen ſetzen, niemand kann dir das verbiethen. O ſage, daß du mich liebſt, und ich bin glücklich. Dein Ring ſoll nie von meinem Finger kommen; anſtatt deiner, will ich ihn mit unzähligen Küſſen benetzen. Lebe wohl meine einzige Freude, und gieb mir, wenn du kannſt eine tröſtende Antwort.

4)

Virgini nitidiſſimae ac Generoſiſſimae, Dominae Mar. Ludovicae à Degenfeld, ad dilectas manus.

Salve mea lux, Ludovica, quae me tuis literis ſalvum facis, etſi nonnihil fellis admiſceas; Tamen ſpero, me audito detrahes. Venit meas in manus Epiſtola tua clauſa, et tua gemma ſignata. Hanc et legi ſaepè et deoſculatus ſum ſaepius. Sed haec aliud ſuadet, quam tuus videtur animus

4) Sey gegrüßt mein Leben! meine Luiſe! du haſt mich mit deinem Briefe beglückt, und ob du gleich noch ſo manches Unangenehme beygemiſcht haſt, ſo hoffe ich doch du wirſt es zurücknehmen, wenn du mich angehört haſt. Dein Brief kam verſchloſſen in meine Hände, er war mit deinem Petſchafte verſiegelt ich habe ihn oft geleſen und noch öfterer geküßt, aber er ſagt ganz etwas anderes, als du vielleicht

fuisse. Rogas, ut amare desinam, quia non expediat tibi, peregrini flammas amoris sequi, et ponis exempla deceptarum, et hoc tam ornatè culteque scribis, ut mirari magis et amare debeam tuum ingenium, quam obliviscì. Quis est ille, qui te amare desinat, quando prudentiorem et sapientiorem animadvertit amicam. Si meum minuere volebas amorem, non oportuit doctrinam tuam

Willens warst mir zu sagen. Du bittest mich ich soll aufhören dich zu lieben, weil es gefährlich für dich sey, einer solchen Leidenschaft nachzugeben. Du führst Beispiele von betrogenen Mädchen an, und das alles schreibst du so schön, so gewählt, daß ich deinen Geist immer mehr achten und lieben muß, und doch sollte ich dich vergessen können? Wie ist es möglich, daß Jemand aufhören kann zu lieben, wenn er bemerkt, daß seine Geliebte, noch gebildeter und talentvoller ist, als er erwartete? War es dein Ernst, meine

oſtendere; nam hoc non eſt incendium extinguere, ſed ignem maximum ex parva conflare favilla. Age tandem; miſerere amantis tui, qui tanquam ad ſolem nix liqueſcit. Si ſic me punis, qui te amo, quid illi facies, qui tibi damnum dederit? O malum! Ach! mea Ludovica, mea ſalus, meum refrigerium! Suſcipe me denuum in gratiam, re-

Liebe zu dir zu mindern, ſo hätteſt du mir deine Talente nicht zeigen ſollen, denn dadurch haſt du das Feuer nicht gelöſcht, im Gegentheil haſt du einen kleinen Funken, zu einer groſſen Flamme angeblaſen. Nun wohlan, habe Mitleiden mit deinem Geliebten, deſſen Herz wie Schnee vor der Sonne zerſchmilzt! Wenn du den ſo hart ſtrafſt, der dich liebt, was wirſt du dem thun, der dir nicht wohlwollte? Welches Unglück! Ach meine Luiſe, mein Glück, meine Freude! nimm mich endlich in deine Gunſt auf, ſchreibe mir wieder, ſage mir, daß ich dir lieb bin, ich will

ſcribe, me tibi charum eſſe, nil aliud volo. Vale ſpes mea.

Tuus

C. L. C. P. R. D. B.

Aus welchen Wir gnugſam haben wahrnehmen können, daß unſer Herr Gemahl Uns alle Treu und Lieb gäntzlich aufzuſagen bedacht ſeye, welchem dann bey Zeiten beyzukommen Wir uns bedacht, auf begebende Gelegenheit ſolches Ihro L. verblühmter Weiſe verſtehen zu geben, welches dann geſchehen, als ohngefehr, nach Verflieſſung einer Wochen, der Durchl. und Hochgebohrne Fürſt und Herr, Herr Friedrich, Marggraf zu Baden ꝛc. Unſer freundlicher geliebter Herr Schwager und Bruder, ſammt dero geliebten Frau Gemahlin, von Durlach aus, uns zu beſuchen, nacher Heydelberg kommen. Da hat ſich zugetragen, daß Ihro L. Herr

nichts anders. Lebe wohl meine Hofnung.

Der Deinige

Marggraf Friedrich einmahl, als Wir eben zur Tafel gesessen, zu uns gesprochen: Wie meine Frau Schwester, wie so traurig? Wir aber antworteten; Geliebter Herr Bruder, vielleicht finden sich noch wohl Ursachen unserer Traurigkeit. Worauf unser Gemahl gantz erröthet sagte, es ist nichts neues, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Ursach zörnet. Wir aber konnten Ehrenhalber solche Rede unverantwordet nicht lassen, sondern sprachen: diejenige, welche die Mägde lieber sehen als die Frauen, machen mich zörnen; worauf unser Herr Gemahl sich gestochen gefunden, und vor Zorn gantz verblichen, auch uns in Gegenwart besagter Fürstl. Personen eine solche harte Maulschelle zugestellet, daß Wir uns, wegen des verdrießlichen Nasenschweissens, von der Tafel hinweg begeben müssen: Ihro L. aber, der Herr Marggraf, hat sich hefftig darüber geeiffert, sprechende, wann Er solte gewußt haben, daß seine unbedachtsame Reden solten eine solche Uneinigkeit verursachen, so wolte Er tausendmahl lieber

still geschwiegen haben, und, wann sich Unser Herr Gemahl nicht noch vor der Sonnen Untergang werde mit uns verglei-chen, so seyn Seine L. gantz dahin ent-schlossen, morgens noch für früher Tags-Zeit ohne Abschied sich von Heidelberg hin-weg zu begeben: Welches dann bey un-serm Herrn Gemahl so viel gewürcket, daß Er Ihro L. Hn. Marggrafen, verspro-chen, uns in seiner und Dero Frau Gemah-lin Gesellschafft zu besuchen, welches dann nach Verfliessung 2. Stunden geschehen, allwo Uns Unser Hr. Gemahl in unserm Gemach also angeredet: Zürnet mein Schatz noch mit mir? Wir aber antwor-teten, versichert euch mein Schatz, was bey der Tafel geschehen ist, wäre mir kei-ne geringe Ursach zu zürnen, aber wegen meines geliebten Hn. Bruders, und Frau Schwester, hie gegenwärtig, welchen un-sere Uneinigkeit nicht angenehm ist, will ich dasselbe von Hertzen vergeben. Hier-auf gab uns unser Hr. Gemahl die Hand, und mit einem freundlichen Kuß sagten Ihr L. dieser soll das vorige Verbrechen

völlig auslöschen. Nachdeme seynd Sie wieder von unserm Gemach abgeschieden: Wir aber seynd selbige Nacht nicht bey dem Abend-Essen erschienen, sondern haben uns, durch unserer Frauen-Zimmer Hoff-Meister, bey unserm Hn. Gemahl, und anwesenden Fürstl. Personen entschuldigen lassen, daß Wir, wegen nöthiger Verfertigung etlicher Schreiben an Ihro Durchl. Fürsten und Herrn Willhelm, Land-Grafen in Hessen, unsern hertzgeliebten Herrn Brudern, und dessen vielgeliebte Frau Gemahlin, Frauen Hedwig Sophien, gebohrne aus dem Chur-Fürstl. Stamm Brandenburg, auch Unsere Fräulein Schwester, Fr. Elisabeth aus Hessen, (weil 2. Hessische von Adel damahls den Tag zuvor sich bey Uns angemeldet) nicht könten bey der Tafel erscheinen. Weil aber Unser Herr Gemahl gefürchtet, Wir möchten Unserm Hn. Bruder in gemeldeten Schreiben, was sich zwischen Uns zugetragen, eröffnen, ist Er Nachts um 10. Uhr, als Wir eben gesinnet waren schlaffen zu gehen, mit Begleitung 2. Edel-Pagen in

Unſer Vorgemach kommen, und daſelbſt angeklopffet. Als Wir nun für die Thür gangen, und Se. L. angetroffen, haben Wir Uns wegen ſo unverhoffter Beſuchung nicht wenig verwundert, und geſagt, wie beſucht mich mein Schatz ſo ſpät? Seine L. antworteten hierauff, Ich habe ſchauen wollen, ob Eure L. mir dieſe Nacht wolten Raum geben, in ihrem Bette zu ruhen? Weiln Uns aber dazumahl eben die ungebührliche Brieffe eingefallen, und in Betrachtung, daß Wir von hohen Fürſtl. Eltern gebohren, Uns gar zu beſchwerlich vorkommen, zu ſolchen Unbilligkeiten gar ſtill zu ſchweigen, und Uns nur gebrauchen zu laſſen, wann man eine andere nicht haben kan, derowegen haben Wir geſagt: mein Herr Gemahl, Ich bin gäntzlich dahin entſchloſſen, vorhin allein zu ſchlaffen, bis ſich F. L. reſolviren, mir eine Perſon in meine Gewahrſam zu lieffern, mit gegebener Vollmacht, dieſelbe wegen begangenen groſſen Frevels wohlverſchuldter Weiſe abzuſtraffen. Unſer Herr Gemahl gab Uns zur Antwort, Ich möchte doch

ewig wissen, wer die Person wäre, welche sich so hoch an E. L. vergriffen, bilde mir aber ein, das Verbrechen werde nicht so groß seyn, als es E. L. ausdeuten. Wir aber redeten weiter, und sagten: das Verbrechen ist so groß, daß die Person, von deren Ich rede, es nicht anders, dann mit ihrem Blut werde bezahlen können. Mein Schatz, sagte unser Gemahl, das Urtheil ist allzuscharff. Wir aber waren dahin bedacht, Ihro L. die Ursach unsers so lang bekümmerten Gemüths gäntzlich zu entdecken, zogen derohalben den Brieff, welchen uns unser Diener gebracht, aus dem Rock, und fiengen an, darin mit heller Stimme zu lesen. Unser Herr Gemahl lachte hierüber, und sagte: alles lauter Schertz. Mein Schatz weiß ja wohl, daß das Degenfeldische Fräulein von Jugend auf der Lateinischen Sprach sich beflissen, und zur Erlernung derselben viel Zeit angewendet, derowegen habe ich sie wollen prüfen, ob sie gnugsam bastant seye, mir, auf zugeschicktes Lateinisches Brieflein, in gemeldeter Sprache zu antworten, wel-

ches ſie dann Schertz-weiſe geleiſtet; und das ſoll ein ſolch ſtrenges Verbrechen ſeyn, welches das gute Fräulein mit ihrem Blut ſolte bezahlen. Nimmermehr ſoll dieſes geſchehen, und wir ſeynd entſchloſſen, ſie wegen ihrer Unſchuld zu ſecundiren. Wir wolten uns mit Ihro L. nicht lange herum zancken, ſondern ſprachen: Wir haben Schimpff und Ernſt ſchon längſt unterſchieden, beliebt es aber meinem Schatz, völligen Beweißthum darzulegen, daß es Schertz ſeye, ſo will ich mich befriedigen laſſen. Unſer Herr Gemahl aber antwortet hierauf: was bedarfs lange viel Beweißthum? E. L. iſt ein Weibs-Bild, und hat beſſer Urſach ihre Jungfrauſchafft zu prüfen, als ich, welchem es gar nicht gebühret; aber ich ſehe wohl, das fromme Fräulein hat alle Gnad und Huld bey euch verlohren, liegt derohalben mir ob, ſie in Sicherheit zu bringen: Weil es aber ſehr ſpät iſt, wolle mein Schatz mich berichten, ob es Ihr beliebig ſey, mich allhier zu entkleiden? Wir antworteten hierauff: es ſtehet in E. L. Gefallen, und ich befinde

mich Krafft einmahl gegebener Treu verbunden, Deroſelben nicht zu widerſprechen, welche letztere Wort Wir mit weinender Stimme ausgeſprochen; aber Unſer Herr Gemahl betheuerte, mit einem hertzlichen Umfahen, hoch und theuer, daß Er, auſſerhalb gegen Wechſelung etlicher Brieflein, nichts wieder Eheliche Pflicht gehandelt, verſprach auch noch einmahl forthin nichts darwider zu handeln, wo wir anders Ihro L. mit gebührendem Gehorſam wieder begegnen würden; welches wir dann auch ebenmäßig verſprochen, verhoffend, hinführo eine friedliche Ehe zu beſitzen, welches vielleicht auch geſchehen wäre, wo der leidige Teuffel nicht ſein Unkraut eingeſäet hätte. Dann nach 3. Tagen der Durchl. Fürſt und Herr, Herr Marggraf Friedrich von Baden, wieder nachher ſeiner Reſidenz Durlach verreiſet, und kam eben dazumahl ein Patent von Ihro Kayſerl. Majeſt. Glorwürdigſten Herrn Vater Ferdinandus III. hochſeligſten Andenkens, nachher Heidelberg, in welchem Unſer Herr Gemahl auf den an-

gestellten Reichs-Tag nach Regensburg citiret worden, wohin Wir uns dann auff gesetzten Termin, neben unserm Gemahl, begeben. Was aber für einen grossen Schimpff Wir daselbsten von unserm Herrn Gemahl haben erdulden müssen, halten Wir vor unnöthig zu erzehlen, weilu Ihro Kayserl. Majest. das meiste mit eigenen Augen gesehen haben, welches uns dann verursachet, noch eine Zeitlang zu Regensburg zu verharren. Als wir aber nach Verfliessung etlicher wenig Wochen wiederum zu Heydelberg ankommen, und wir durch einen Edelmann, Nahmens Paul von Rammingen, unserm Herrn Gemahl freundlich andeuten lassen, daß Wir gesinnet seyn, Ihro L. zu begrüssen, sagte unser Herr Gemahl mit grossem Unwillen zu gemeldetem Edelmann: Sagt nur zu der kahlen Land-Gräfin, (also nennete uns seine L.) Ich möge mit keiner Landverderberin zu schaffen haben. Als uns nun solches ausgerichtet worden, haben Wir uns nicht erkühnen dürffen, seine L. anzureden, sondern sind schnurstracks, durch unsern

Neben-Saal, in unser Gemach gegangen. Wir kamen aber kaum dahin, da hatten sich schon 40. von der Schweitzer-Garde in unserm Vorgemach eingestellet, welche befehliget waren, uns zu verwahren, und nicht auszulassen, bis Ihro L. anderst hierinn würden gebiethen. Da musten wir erst mit grosser Betrübniß sehen, und erfahren, daß Wir, als eine gebohrne freye Fürstin, müssen eine Gefangene seyn. Wir wusten nicht, wie Wir unsere Sache solten angreiffen, dann unserm Herrn Bruder, dem Land-Grafen zu Hessen-Cassel, konnten Wir nicht schreiben, dann keine vertraute Person zu uns eingelassen wurde, welche Wir hätten können abfertigen. So hatten Wir auch nicht Gelegenheit, etwas durchzubringen, weilen unsere Bediente, so offt sie zu oder von uns gangen, allemahl von 3. Wachten durchsuchet worden; resolviren uns derowegen, an unsern Hn. Gemahl selbsten zu schreiben, und S. L. zu bitten, ob sie uns wolten der höchst-beschwerlichen Verhafftung entbinden: Setzten derowegen dieses

nachfolgende Schreiben auf, und schickten selbiges durch einen Edel-Knaben S. L. über die Tafel, folgenden Inhalts.

An meinen Hertzgeliebten und Hochgebietenden Herrn Gemahl, Herrn Carl Ludwigen.

Durchl. Fürst, lieber Herr, was für grosse Beschwerlichkeiten Ich von der allzugrossen Garnison, welche F. L. für mein Gemach zu legen Ihro haben gefallen lassen, Ich diese Zeit über ausgestanden, ist nicht zu beschreiben, welches mich dann verursachet, Ew. L. zu erinnern, Sie wollen mit mir armen Fürstin so verfahren, daß Sie es für GOtt und der gantzen Welt verantworten können. So stehet auch zu bedencken, ob es rühmlich seye, ein einiges schwaches Weibsbild mit 40. wohlbewehrten Hellepardirer zu bewachen, da doch 2. oder 3. solches genugsam verrichten könten. So will mir auch nicht einfallen, was ich möchte sträfliches be-

gangen haben, welches eines so harten Processus würdig wäre. Bitte derohalben Ew. L. um GOttes Willen, mich auf freyen Fuß zu stellen, und, wann ich etwas begangen, zuvor auch meine Verantwortung hören, dann ich diese Zeithero wegen ungestümmen Polterns und Rasseln der undiscreten Schweitzer nicht drey Stunde habe schlaffen können.

Ew. L. Getreue bis in den Tod,

Charlotta, Pfaltz-Gräfin, ꝛc.

Nach Verlesung dieses Schreibens befahl Unser Herr Gemahl, man solle alle Schweitzer bis auff 4. wieder abführen, welches auch alsobald mit Unserm Vergnügen geschehen. Ihro. L. schickten Uns aber einen Brieff, folgenden Innhalts:

An Charlotten,
gebohrne Land-Gräfin zu Hessen.

Es nimmt mich sehr Wunder, wie Ihr so kühn seyn dürfft, erst von mir zu fragen, warum ich Euch verwahren lassen, da Ihr doch nicht leugnen könnet, daß ich Euch, als ich meine Reise von Regensburg nacher Heydelberg wiederum zurück setzte, ernstlich befohlen, mir den Tag hernach ohnfehlbar zu folgen, welches aber erst etzliche Wochen hernach geschehen, und unterdessen seynd solche Unkosten aufgangen, an welchem Unsere ohne das übel ruinirte Unterthanen eine gute Zeit werden zu dauen haben; So werdet ihr auch noch wohl wissen, wie ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Reichstage mich verschimpffet, und als ich euch, in meinem billig gefaßten Zorn, wegen begangener Leichtfertigkeit, und muthwilliger Entblössung Euers Leibes, in Gegenwart der allda versammleten Reichs-Ständen nur ein wenig gewehret, mir

gleich alle eheliche Beywohnung auf ein halb Jahr versagt, welches Verbrechen mich des ehelichen Bandes gantz entlediget, bin auch gäntzlich dahin resolviret, mich von euch völlig durch einen öffentlichen Actum scheiden zu lassen, welches Intent mich denn völlig bewogen, mich euer zu versichern, damit ihr nicht, als eine Flüchtige, durch Verhetzung eures Bruders und anderer Befreunden, mir und meinem Lande ein Unheil erwecket. Endlich versspreche ich euch durch meine Fürstliche Wort, wo ihr euch werdet still und eingezogen halten, und die Ehescheidung ohne einige Ausflucht bewilligen, so wollen wir euch nicht nur der gefänglichen Verhafftung entledigen, sondern auch solch Einkommen verordnen, mit welchem ihr euch recht Fürstlich und wohl erhalten könnet; hiermit eure endliche Erklärung erwartend.

C. L. Chur-Fürst.

Als uns solches Schreiben eingehändiget worden, wusten wir vor grosser Betrübniß nicht, wessen wir uns erklären solten, schickten doch endlich eine Adeliche Cammer-Jungfer, Nahmens Maria Magdalena von Helmstett, zu unserm Herrn Gemahl, mit gegebenem Befehl, Sr. L. anzudeuten, daß wir gesinnet wären, Sr. L. in allem ihrem Begehren zu contentiren, ausgenommen was die Ehescheidung belanget, dann dasselbe sey eine Gewissens-Sache, und würdig wohl zu bedenken, bäten derowegen uns ein wenig Bedenck-Zeit zu geben. Zwar wann es Ihr. L. belieben solte, aus eigener Macht eine Ehescheidung vorzunehmen, so wären wir zu schwach solche zu verhindern; Jedoch vermeynten wir, S. L. niemahls so grosse Ursach gegeben zu haben, uns gäntzlich zu verstossen. Die Cammer-Jungfer richtete solches aufs beste aus; unser Gemahl aber gab zur Antwort: Schöne Jungfer, sagt eurer Frau, wir sind nunmehr gesinnet ihr hinführo mehr Freyheit zu geben, und die vier Schweitzer vollends von ihrem Ge-

mach hinweg zu thun, es ſolle ihr auch erlaubet ſeyn hinunter in den Garten zu ſpatziren, wann es ihr gefällig, und ſolle ſie ſich zu mir verſehen, daß ich ſchon Mittel finden werde, ſie völlig zu befriedigen; allein ſie ſolte ſich nicht gelüſten laſſen, ihrem Herrn Bruder und andern Freunden von unſerm Vorhaben etwas zu ſchreiben, und die Eheſcheidung ſolle ſie auch eingehen, dann ich ſey bedacht mich anderwärts zu verheyrathen. Die Jungfer brachte uns kaum die Antwort, da wurden die übrigen 4. Schweitzer ſchleunigſt von unſerm Gemach wieder abgeführet, und wir giengen ſelbigen Abend, friſche Lufft zu ſchöpffen, in den Thier-Garten. Den Tag hernach fuhr unſer Herr Gemahl nach Schwetzingen auf das Schloß; Abends aber um 5. Uhr kam zu uns der Wohlgebohrne Graf, Herr Johann Jacob von Eberſtein, unſer freundlicher vielgeliebter Herr Vetter, derſelbige ſagte uns, daß die von Degenfeld ſchon ein vierthel Jahr lang ſich auf dem Schloß zu Schwetzingen aufgehalten, und, daß unſer Herr Ge-

mahl sich Zeit unserer Abwesenheit alle Wochen dahin begeben, ja, er habe einen sonderlichen Weg machen lassen, daß er desto eiliger dahin kommen könte. Da sehen wir erst, wohin unser Gemahl bishero gezielet, wir beklagten unser Unglück mit vielem Weinen. Acht Tage hernach schickte uns unser Herr Gemahl ein Brieflein folgenden Inhalts.

An die Durchleuchtigste Fürstin und Frau, Frau Charlotta, Land-Gräfin von Hessen.

Durchleuchtigste Fürstin, Gn. Frau.

Eu. L. gebe ich mit wenigem zu verstehen, daß ich mich, abgeredter Ehescheidung gemäß, wiederum Ehelich eingegeben mit der Wohlgebohrnen Fräulein, Fräulein Maria Loysa von Degenfeld, Dyrnau und Neuhausen. Verhoffe also, Ihr. L. werden ihnen solches gefallen lassen, in Betrachtung, daß es nicht mehr

kan geändert werden; dann wir allbereit den würdigen, unsern lieben getreuen, Hiskias Eleazar Heyland, der Lutherischen Gemeinde unserer Stadt Heydelberg Predigern, zu uns abholen lassen, uns beyde Christlich zu copuliren. Weil ich aber wohl weiß, daß Eu. L. mit mir drey Fürstl. Kinder gezeuget, als gebühret mir die Tage ihres Lebens J. L. Fürstliche Tractation zu verschaffen, als kan Eu. L. das halbe Schloß zu Heydelberg hinführo nach ihrem Belieben Macht haben zu gebrauchen, und von dem Hoff-Schaffner so viel Geldes zu erheben, so viel ihr wird zu ihrem Unterhalt nöthig seyn: allein sie wolle sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen, und ihr nichts Leyds zufügen, damit ich nicht verursachet werde, Eu. L. ungünstig zu werden. Verbleibe Eu. L. sonst biß in den Tod geneigt. Datum Schwetzingen, den 14. April, Anno 1657.

C. L. Chur-Fürst.

Wir antworteten hierauf.

Durchlauchtigſter Chur-Fürſt,

Gnädigſter Herr.

Aus Eu. Durchl. Schreiben habe ich gnugſam und mit höchſter Beſtürtzung vernommen, daß Ihro Durchl. mich nunmehro gantz und gar verſtoſſen, und nicht mehr geſinnet ſeyn, mich vor eine Gemahlin zu erkennen, welches, ob es mir zwar wehe thut, jedoch will ichs GOTT dem gerechten Richter befehlen, und werde mich forthin ſo wiſſen zu halten, als eine Wittib, deren Mann annoch bey Leben iſt, und durch leichtfertige Verführung einer nichtswürdigen Metzen von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin abgeleitet iſt. Vor die gute Tractamenten, welche mir Ihro Durchl. verſchaffet, thue ich mich höchlich bedancken, werde mich auch befleißigen, gegen Eu. Durchl. liebſten Concubine alſo zu verhalten, daß ſie nicht wird Urſach haben über mich zu klagen. Sonſten iſt ein Edelmann hier von Stut-

gard, mit sich bringend, daß innerhalb zehen Tagen der Durchl. Fürst Eberhard von Würtenberg, unser hertzvielgeliebter Herr Vetter und Bruder, sammt dero Gemahlin, Maria Dorothea Sophia, Gräfin von Oettingen, nach Heydelberg, uns zu besuchen, kommen werden. Wird also Eu. Durchl. anhero kommen, und Anstalt machen, daß sie recht Fürstl. accommodiret werden. Hiemit GOtt befohlen. Datum Heydelberg, den 15. April 1657.

Euer Durchl.

biß in den Tod getreue, anjetzo hochbekümmerte

Charlotta,
Rechtmäßige Chur-Fürstin.

Nach dreyen Tagen kam unser Herr Gemahl wieder zurück, und brachte die von Degenfeld, in Begleitung zehen neu geworbener Dragoner, mit sich. Da gieng uns erst ein rechter Stich ins Herz,

daß unsere gewesene Dienerin uns solte aus dem Sattel heben, und sich für jedermann als eine Chur-Fürstin praesentiren, und wir dörfften uns im geringsten nichts gegen sie verlauten lassen. Wir hielten unsere sondere Tafel, hielten besondere Diener, und besondere uns aufgerichtete Leib-Garde von 70. Curaßierern. Endlich gedachten wir unsern Ehgemahl noch zu erweichen. Wir liessen unsere beyde Kinder zu uns bringen, schmückten uns und dieselbe auf das beste, und warteten vor der Tafel-Stuben, biß unser Herr Gemahl vom Mittags-Mahl aufstund und heraus kam. Da thaten wir, sammt unsern geliebten Kindern, vor Ihro Durchl. einen Fußfall, nochmahls bittend, Ihro Durchl. wolten sich doch erweichen lassen, es möchten sonst Ihro herzliebe Kinder vor Bastarden gehalten werden, wann Ihro Durchl. uns für keine rechtmäßige Gemahlin halten wolten. Unsere Kinder weineten überlaut, wie auch das umstehende Hof-Gesind, daß es einen Stein hätte sollen erbarmen.

Unser Herr Gemahl ließ uns so knien, stund in vollen Gedanken, und wuste nicht alsobald sich zu erklären, Ihro Durchl. Augen waren voll Wassers. Unterdessen kam die von Degenfeld daher gegangen, und sahe uns also knien, sprach derohalben in Italiänischer Sprach also zu unserm Gemahl: Signor Elettore servate vostra parola. Auf solche Wort schlug unser Gemahl die Hände über sein Haupt zusammen und gieng seufftzend hinweg. Wir aber konnten solche Unbilligkeit nicht länger ansehen, sondern lieffen hin in unser Gemach, und langten eine geladene Pistol, willens der von Degenfeld, als einer gottlosen und unzüchtigen Ehestöhrerin, eine Kugel durch dero leichtfertiges Hertz zu jagen; Aber, als wir dorthin kamen, wurde uns die Pistol von dem Wohlgebohrnen Grafen, Herrn Wolff Julio von Hohenlohe, abgenommen, und zu einem Fenster heraus abgeschossen. Unser Herr Gemahl aber, solchen Schuß hörend, lieff eilends heraus aus dem Gemach, und fragte wer geschossen hätte.

Wir antworteten: Ach lieber Gemahl, wir habens gethan, willens Ihro Chur-Fürstl. Durchl. an diesem Unthier zu rächen! Unser Herr Gemahl aber sagte, Charlotta, Charlotta, lasset dieses unterwegen, wann ihr nicht alsobald von mir wolt abgeschaffet werden. Wir aber giengen hinweg ohne einige gegebene Antwort. Vier Tage kam hernach ein Postilion mit Bericht, daß Ihro Fürstl. Durchl. von Würtenberg innerhalb zwey Stunden würde ankommen, worauff unser Herr Gemahl zu uns schickte, und andeutete: Seine Durchl. würde mit der von Degenfeld dem Herrn Bruder, gemeldtem Hertzog, entgegen fahren, welches auch geschehen. Man brachte drey Tage in aller Kurtzweil zu, gemeldtem Hertzog zu Ehren; wir aber waren als eine gantz Verlassene, und wurden nicht einmahl zur Tafel gebeten, ob auch schon unser vielgeliebter Herr Bruder, Hertzog Eberhard und dessen Gemahlin darvor baten. Endlich liessen wir auch eine Mahlzeit bereiten in unserm Gemach, und liessen bey-

de anwesende Personen, auch unsern Herrn Gemahl und unsern ältesten Printzen, Herrn Carolum, darzu beruffen. Sie erschienen alle, ausgenommen unser Herr Gemahl, welcher zwar, auf Vorbitt unsers Herrn Bruders, des Hertzogen von Würtenberg, schon eingewilliget hatte sich einzustellen; Aber Se. Durchl. wurde von der von Degenfeld abwendig gemacht, welche Ihro Durchl. hart mit Worten zugesetzt, wie wir hernach erfahren. Dann wo Ihro Durchl. würde zu uns kommen, wolte sie dieselbe nicht mehr an ihre Seite kommen lassen. Unser Herr Gemahl sprach zu unserm Printzen Carolo, gehe hin und hilff deiner Frau Mutter ihren Gästen zusprechen, und sprich zu ihr von meinetwegen, ich wäre von übler Leibes-Constitution dismahl verhindert, sie zu besuchen, es könte aber mit GOttes Schickung auf eine andere Zeit geschehen. Wir beredeten uns Zeit währender Mahlzeit mit beyden Fürstl. Personen, wie doch unsere Sache anzugreiffen sey? Ihro Fürstl. Durchl. der Her-

tzog mißriethen uns, etwas wider die Perſon der von Degenfeld vorzunehmen, ſintemahl wir nur Ubel ärger machen würden. Unſer Herr Bruder, Hertzog Eberhard, verſprach uns bey der Hand, Ihro Fürſtl. Durchl. wolten ſich ehiſt dahin bemühen, uns mit unſerm Herrn Gemahl zu reconciliiren, inſonderheit wolten Ihro Fürſtl. Durchl. nach dero Heimkunft, alſobald an ihren Vaſall, Hartenius von Degenfeld, gemeldter Maitreſſen Bruder, ſehr ernſtlich ſchreiben, mit Befehl, ſeine Schweſter alſobald zurück nacher Hauß zu fordern, im widrigen Fall wolten ſie ihr Lehn wieder zu ſich nehmen, und einem andern conferiren. Unterdeſſen ſolten wir an Ihro Kayſerl. Majeſt ſuppliciren, ob dieſelbe allergnädigſt geruhen wolten, durch allergnädigſte Interpoſition unſere Sachen wieder zu vereinigen. Zu welchem Ende wir dann Ihro Kayſerl. Majeſt. hiemit alle Acta, was ſich Zeithero zwiſchen uns zugetragen, unterthänigſt berichten wollen, damit Dieſelbe nach Dero hohen Verſtand deſto beſſer hier-

über möchten erkennen; haben auch nicht unterlassen können, noch dieses hinzu zu setzen, daß wir unsern Herrn Gemahl diese drey Jahr weder mit Worten noch mit Werken beleidiget, und wir hoffen, Seine Chur-Fürstl. Durchl. werde eine solche Interceſſion wohl beherzigen, und uns, als eine bedrängte hochbetrübte Fürstin, noch einmahl wieder begnadigen, und nicht gar in solchem schweren Creutz versinken lassen. Bitte derohalben nochmahls Ihro Kayserl. Majest. in allerunterthänigster Demuth, Dieselben wollen doch durch ihre hochansehnliche Vorbitte die Sachen dahin helffen schlichten, daß, auf angestellten Convents-Tag zu Durlach, etwas wichtiges möge ausgerichtet werden, welches dann sehr könte befördert werden von Ihro Kayserl. Majest. wann sie sich gefallen liessen, einen Legatum cum plenipotentiâ tractandi dahin zu schicken, vor welches wir unterthänigst erbieten, GOtt den Allmächtigen inbrünstig anzuruffen, daß er Ihro Kayserl. Majest. beständige Gesundheit, langes Leben, auch

glückliche Regierung, und erwünschten Sieg wider Dero Feinde, und alles Wohlergehen verleihen wolle. Datum Heidelberg, den 26. Jul. Anno 1661.

Sr. Kayserl. Majest.

Allerunterthänigst- und gehorsamste Dienerin

Charlotta, Pfalz-Gräfin bey Rhein,

gebohrne Land-Gräfin in Hessen.

Das Ansuchen der Kurfürstinn war umsonst. Der kaiserliche Hof fand nicht für gut, sich in die Familienangelegenheiten Ludwigs zu mischen. Im Jahr 1662 kam endlich, durch die Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg ein Vergleich zwischen Carl Ludwig und seiner Gemahlinn zu Stande, nach welchem ihr ein jährlicher Unterhalt von 8000 Thaler festgesetzt wurde, mit der Freiheit ihn zu verzehren, wo sie wollte. Die Kurfürstinn begab sich hierauf nach Cassel.

Froh und glücklich lebte Ludwig mit seiner geliebten Luise, und 13 Kinder *) waren die Früchte ihrer liebreichen Verbindung. Er fuhr fort der Vater seiner Unterthanen zu seyn. Die verarmte Pfalz wuchs unter seiner Regierung zu einem blühenden Lande wieder empor, und ungeachtet äußere Unruhen mehrmals den Frieden seiner Länder störten, so war er doch mit rastlosem Eifer bemüht, ihn wieder herzustellen und zu befestigen.

Im Jahre 1677 ward ihm Luise, bei ihrer 14ten Schwangerschaft entrissen. Er glaubte eine Person, der er das ganze Glück seines Lebens zu verdanken hatte, selbst im Tode nicht genug ehren zu können, und stiftete daher zu ihrem Andenken die Concordienkirche zu Friedrichsburg **), in wel-

*) Die Kinder von der Baroneß Degenfeld, erhielten den Titel Raugrafen und Raugräfinnen von der Pfalz.

**) Die Franzosen, die schon manches Herrliche auf deutschem Grund und Boden verwüstet haben, zerstöhrten auch dieses prächtige Gebäude. J. J. 1689.

cher alle drei Religionspartheien in brüderlicher Eintracht Gottesdienst hielten. In dieser Kirche ward Luise beerdigt; Ferner ließ der Kurfürst zu ihrem Gedächtniße eine Münze prägen, auf deren Avers ihr Bildniß steht mit der Umschrift:

Ludovica Raugravia Palatina, Electoris Palatini Dilecta, Nata Libera Baroniſſa A Degenfeld. *)

Auf der andern Seite steht eine weibliche Figur im römischen Kostüm, sie hält in der Linken einen mit Schlangen umwundenen Stab, und gießt mit der Rechten eine Schaale ins Feuer. Die Unterschrift ist Aeternitati.

Kurfürst Carl Ludwig, überlebte seine geliebte Degenfeldin nur wenige Jahre. Er starb am 28sten August 1680.

*) Luise Raugräfinn von der Pfalz, die Geliebte des Kurfürsten von der Pfalz, gebohrne freie Baronin von Degenfeld.

August Mahlmann.

III.

Vergleichung
der
Lustbarkeiten des Mittelalters
mit den gegenwärtigen
in besonderer Hinsicht auf Deutschland.

von
D. Christian Ernst Weiße.

Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen, in besondrer Hinsicht auf Deutschland.

Nur wenige Gegenstände stehen mit dem Charakter einzelner Menschen und ganzer Völker in so genauer Verbindung, als ihre Vergnügungen und Lustbarkeiten, weil sie nicht blos aus ihren herrschenden Neigungen und Leidenschaften entspringen, sondern auch auf diese selbst mit der größten Stärke wieder zurückwirken. Am einleuchtendsten und fruchtbarsten wird diese Bemerkung durch die Vergleichung derjenigen Vergnügungen, an welchen sich dasselbige Volk zu verschiedenen Zeiten ergötz-

te, weil uns eine jede Verschiedenheit desto mehr in die Augen fällt, und daher auch gröſsre Aufmerksamkeit von unsrer Seite veranlaſst, wenn wir sie an dem nehmlichen Subjekte bemerken, oder doch wenigstens zu bemerken scheinen. — Gegenwärtiger Aufsatz soll eine kurze Vergleichung der Lustbarkeiten unsrer Vorfahren mit den gegenwärtigen, nach einem vierfachen Gesichtspunkte enthalten: 1) nach ihrer Veranlassung, 2) nach dem Betragen der theilnehmenden Personen, 3) nach ihrer Beschaffenheit und endlich 4) nach dem Aufwande den sie verursachen.

Was den ersten betrift, so wird ein jeder aufmerksame Beobachter leicht gewahr werden, daſs die meisten Lustbarkeiten im Mittelalter nur bey feierlichen Veranlassungen und Gelegenheiten gehalten wurden, da sie im Gegentheil gegenwärtig mehr zu der gewöhnlichen Tagesordnung gehören. Die vorzüglichste Ursache dieser Verschiedenheit liegt unstreitig darinne, daſs ehedem die

Klasse der blos genießenden Staatsbewohner weit geringer war, als in unsern Zeiten, indem man theils bei der geringern Masse des Geldes und bei der Strenge der Kirchengesetze gegen den Wucher — unter welchem man eine jede Ausleihung des Geldes auf Zinßen verstand — von eigentlichen Capitalisten wenig oder nichts wußte, theils auch eben so wenig müssige Hofleute kannte, und solche Staatsbediente, die mehr den Schein als der That nach ein Amt bekleiden. Daß aber diese Personen zuerst suchten in ihren einförmigen, durch keine Geschäfte veränderten Lebenskreis mehr Abwechslung zu bringen, bedarf wohl keines Beweises. — Auch bedrohten ferner die in dem Mittelalter durch die finstre Mönchsmoral erzeugten religiösen Grundsätze von der Verdienstlichkeit aller Enthaltungen und Kasteyungen, täglich widerkehrende Lustbarkeiten, als sündliche Ergötzungen des Fleisches mit der ewigen Verdammniß, und vielleicht kam noch zu diesen Gründen auch der Umstand hinzu, daß die Vergnügun-

gen des Mittelalters gröſsentheils einförmiger waren, als die gegenwärtigen und daher durch öftere Wiederholung ihren Reiz gänzlich verlohren hätten. Es läſst sich daher sehr leicht erklären, daſs die meisten Lustbarkeiten nur bey politischen, religiösen oder häuslichen Festen gewöhnlich waren. Zu der ersten Klasse gehörten alle feierliche Versammlungen, welche die Staats und Lehnsverfassung der damaligen Zeit veranlaſste, als z. B. Reich- und Landtäge, Fürsten- und Mannengerichte. Besonders aber verdienen in dieser Rücksicht die sogenannten Hoftäge bemerkt zu werden, auf welchen sich der Regent umgeben, von seinem durch die Ministerialen [1]) gebildeten Hofstaat im fürstlichen Gepränge zeigte, da er ausserdem mehr auf dem Fuſs eines Privatmannes, als eines Fürsten lebte. Oft erschien bey dergleichen Hoftägen der Adel verschiedener Provinzen. So wird

1) So wurden diejenigen Vasallen genannt die ihrem Lehnsherrn zu Hofdiensten verpflichtet waren.

z. B. von einem Landgrafen von Thüringen erzählt [1]): „Es machte der Fürst eynen großen Hof zu Merseburg, und liß vilen Herren schriben, die quamen auch dar uß Saßen, uß Mißen, uß der Margk, uß dem Osterlande, uß dem Voydlande, uß Franken, uß Hessen, und uß Doringen!“ Mit der größten Pracht wurden sie natürlich von dem Kaiser gehalten [2]), dessen Ministerialen selbst größtentheils zu dem Fürstenstande gehörten. Noch häufiger wurden die Lustbarkeiten des Mittelalters durch kirchliche Feste veranlaßt. Besonders zeichnete sich in dieser Rücksicht schon in den ältern Zeiten das Weihnachts- oder Neujahrsfest aus, wobey man sich solchen Vergnügun-

1) s. die Thüringische Chronik in Schmincka Monumentis Hassiacis T. 2. p. 256.

2.) So erzählen z.B. die Gesta Balduini L. II. C. 3 ad A. 1309: daß Kaiser Heinrich VII. ein Hoflager zu Köln hielt, wo Bälle, Spiele und Vergnügungen jeder Art auf einander folgten.

gen überließ, die viel Aehnlichkeit mit den Römischen Saturnalien hatten und wahrscheinlich auch aus diesen entstanden waren [1]). In der Folge wurden auch die nächsten Wochen und Tage [2]), vor der Fasten, durch ähnliche Lustbarkeiten gefeiert, weil man glaubte, daß die dabey verübten Ausschweifungen am Besten durch strenge Lebensart der folgenden Tage gebüßt werden könnten [3]). Noch jetzt ist hiervon die Carnevalszeit übrig, so wie auch noch das Martinsfest, das gegenwärtig

1) Eine merkwürdige Nachricht von den Mumereyen, die zu dieser Zeit schon unter den ersten Christen getrieben wurden, findet man in den Actis Sanctorum T. 1. p. 3.

2) Besonders berüchtigt war in dieser Rücksicht der Montag in der Fastnachtswoche welcher daher der gaile Montag, der Narren Kirchweih und der Fraß Montag genannt wurde. s. Haltaus Calendarium medii aevi p. 53.

3) Haltaus p. 47.

eben so wie in dem Mittelalter an den meisten Orten begangen wird. Denn schon damals war es üblich, wie uns eine alte Chronik x) erzählt. „Zum Gedächtniß St. Martini in Deutschland mit fröhlichem Gemüthe S. Mertens Nacht zu begehen, die Mertens Gans zu essen, und mit Nachbarn und dem Haußgesinde fröhlich zu seyn, gleich als wenn aller Dinge Ueberfluß mit St. Martin den armen Patron vorhanden sey.“ Sonderbar scheint es in der That, daß von jeher das Fest eines Heiligen besonders durch eine Gans gefeiert wurde, es soll sich aber dieser Gebrauch auf die Sage gründen, daß er von diesen Thieren verrathen wurde, als er sich in der Absicht verborgen hatte, um der Bischöflichen Würde zu entgehen.

Außer den allgemeinen Festen in der Christlichen Kirche gab es auch noch viele, die von einzelnen Oertern oder von gewissen geistlichen Gesellschaften gefeiert wurden. Besonders zeichneten sich in dieser Rücksicht die Kaland-Brüderschaften

x) l. c. p. 137.

aus, die alle Monathe, große Schmausereyen anstellten, die sogar den Nahmen der Freß-Gäste erhielten, daher auch bisweilen das Wort Kaland einen grossen Schmauß und Kalendern so viel, wie Fressen und Saufen bedeutete [1]).

Außer diesen politischen und religiösen Festen wurden auch sehr viele Lustbarkeiten des Mittelalters durch häusliche Vorfälle in vornehmen Familien besonders durch Hochzeiten, Kindtaufen, ja selbst durch Leichenbegängnisse veranlaßt, bey welchen sich das Volk an großen Aufzügen und sonderbaren Mummereyen [2]) ergötzte. Alle diese häuslichen Feste aber zeichneten sich durch einen großen Zusammenfluß von Gästen aus, der sich freilich nach Stand und Vermögen des Wirthes richtete, mit dem

1) s. Christ. Gotth. Blumenbergs kurze Abbildung des Kalandes (Chemnitz 1721) S. 14.

2) Ein Ueberbleibsel hiervon sind eine Art Masken oder Liripipien die man noch bey fürstlichen Leichenbegängnissen dieses Jahrhunderts findet.

aber der gegenwärtige auf keine Weise verglichen werden darf. So wird uns von der Hochzeit des Herzogs George von Bayern Landeshuth mit einer Pohlnischen Prinzessinn Hedwig (1475) erzählt, daß die anwesenden Gäste siebenthalb tausend Pferde mitgebracht hätten, woraus man auch die Anzahl von jenen ungefähr beurtheilen kann [1]). Eine noch größere Menge findet man bey der Vermählung des Churfürsten Johann des Beständigen von Sachsen, mit der Prinzessin Sophie von Mecklenburg, die zu Torgau in dem J. 1500 gefeiert wurde. Es werden nehmlich 11000 Personen angegeben, die täglich sollen bey Hofe gespeist haben, und unter diesen dreyzehn fürstliche Mannspersonen, zehn Aebte, drey und zwanzig Pröbste und Prälaten, zwey und zwanzig Grafen und eben so viel Freyherren; sechs Fürstinnen, zehn Gräfinnen und sechs Freyfrauen [2]). —

1) s. Schmids Geschichte der Deutschen Th. 4. S. 474.

2) Müllers Sächsische Annalen S. 59.

Außer Deutschland gab es wohl auch in dem Mittelalter mehrere Fürsten und Barone, welche ihren Reichthum zur beständigen Ausübung einer allgemeinen Gastfreyheit anwendeten [1]), wozu besonders die irrende Ritterschaft einen sehr natürlichen Anlaß geben konnte; in unserm Vaterlande aber, wo letztere nicht viel Glück gemacht zu haben scheint, und wo sich auch damals der Luxus weniger als in einigen andern Europäischen Staaten, besonders in Frankreich und England verbreitet hatte, scheint man nur bey den bemerkten außerordentlichen Gelegenheiten offne Tafel gehalten zu haben. Solches geschah z. B. auf dem Reichstage zu Frankfurth 1397 von Herzog Leopold von Oestreich, von welchem eine Chronik des

1) So bestand das Haus des Grafen von Northumberland aus 166 Köpfen, man ließ aber täglich für 223 zurichten, weil man voraussetzte, daß stets 57 Gäste da seyn würden. s. Meiners historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts Th. 2. S. 155.

Mittelalters [1]) erzählt: „Der lag da mit großer Herrlichkeit also, daß er thäte rufen, wer da wollte essen, trinken, und seinen Pferden Futter haben, um Gott und Ehre, der sollte kommen zu seinem Hof.“

Die größre Seltenheit der Vergnügungen in dem Mittelalter hatte natürlich auf den Nationalcharakter einen wichtigen Einfluß. Daß hierdurch Häuslichkeit und andere damit verbundne Tugenden befördert wurden, sieht man bey dem ersten Anblick; besonders aber mußte dieses bey dem schönen Geschlechte der Fall seyn, welches durch seine Geschäfte in den engen Kreis seiner Familie gebannt ist, und von diesen blos durch Vergnügungen und Lustbarkeiten losgerissen werden kann. Freilich war daher in den damaligen Zeiten das Leben einer deutschen Hausfrau, selbst aus den vornehmen Ständen, ziemlich einförmig; sie trug Sorge für ihre Kinder, versah Küche, Keller und Ställe, spann und wirkte mit ihren Mägden, und

1) Limburgische Chronick S. 125.

nur selten besuchte sie eine Freundin [1]): ob sie aber nicht auf der andern Seite das an Liebe und Zärtlichkeit ihres Gatten gewann, was sie an Mannichfaltigkeit der Vergnügungen einbüßte, dürfte wohl kaum problematisch seyn, da zumal auch die Männer durch den Mangel beständiger Lustbarkeiten mehr auf ihren Familienkreis eingeschränkt wurden, und nur etwa des Abends einige Stunden in Trinkstuben und Schenken des Zechens wegen, mit einander zusammenkamen. Auf der andern Seite aber wirkte die größre Seltenheit der Lustbarkeiten in Verbindung mit andern Umständen besonders der allgemeinen Rohheit der Nation auch auf das gesellige Betragen bey den Lustbarkeiten selbst, welches der zweyte Gesichtspunct ist, aus welchem wir die Vergnügungen des Mittelalters mit den unsrigen vergleichen wollen. So wurde

1) s. von Stetten Geschichte von Augsburg S. 35. wo man viele intressante Bemerkungen über die Sitten des Mittelalters findet.

durch die größre Absonderung beyder Geschlechter größre Steifigkeit und oft auch Ungeschliffenheit im geselligen Umgange veranlaßt. Sehr richtig bemerkt daher ein Kenner von den Sitten jenes Zeitalters [1]), daß man in Deutschland vergebens die feine Galanterie suchen würde, wodurch sich der Adel in Frankreich auszeichnete, und daß die französischen Ritter mit den deutschen einen sonderbaren Contrast machen mußten, wenn sie beym Rittergelage in Gesellschaft mit einander erschienen. Jene artig und gefällig, verbindlich gegen das Frauenzimmer mit Weltkenntniß und Galanterie ausgeschmückt, diese im Gegentheil steif und unbehülflich, hinter den alten Mauern eines düstern Bergschlosses, im Pferdestalle und in dicken Wäldern aufgewachsen, ohne Kenntniß des Hofs und der feinen Welt, nur zu rauhen und harten Beschäftigungen gewöhnt, plump

1) Klüber in der Vorerinnerung zu seiner Uebersetzung von St. Palaye über das Ritterwesen des Mittelalters S. 29.

im Umgange, platt im Scherze, auf Stelzen gegen das schöne Geschlecht, unempfindlich gegen sanftes Vergnügen und Empfinden. Belege zu dieser Behauptung findet man besonders in der Geschichte der deutschen Turniere, wobey sich die deutschen Ritter von jeher durch ein steifes Ceremoniel auszeichneten. So erwiederte unter andern ein deutscher Ritter den Dank, den er aus den Händen einer Hochadlichen Schönen erhalten hatte, durch folgende Anrede [1]): „Ich nehme denselben mit unterthänigster Ehrerbietung an, damit mir solche hohe Gnade nicht allein eine Anreizung sey, mich künftig in dergleichen Ritterspiel gegen jedermännigliche Standes und Gebühr nach, rechtschaffen zu verhalten, zu vertheidigen und gebrauchen zu lassen, sondern da ich auch Ihro Gnaden gehorsame Dienste benebst gebührender Ehrerbietung wieder erzeigen kann, so will ich mich allezeit ganz willig und bereit hierzu erfinden lassen.“

1) Schubart de ludis equestribus p. 145.

Eine andre Probe von der wenigen Geselligkeit und Galanterie, die in Deutschland bey öffentlichen Lustbarkeiten Statt fand, liefert uns die Hochzeitgeschichte des damaligen Grafen und nachherigen Herzogs Eberhard von Würtenberg [1]). Hier wurden nehmlich die Frauenzimmer an besondere Tafeln gesetzt, auf welche nur die Hälfte von denjenigen Speisen gesetzt wurde, die man für die Männer auftrug; auch sah man es als das größte Ehrengeschenk zur Hochzeit an, wenn einer auf das Wohl des neuen Brautpaars einen Becher ausleerte, der beynahe einen Viertelcentner schwer war."

Noch war es endlich eine natürliche Folge von der größern Seltenheit der Lustbarkeiten und der geringern Ausbildung aller geselligen Tugenden, daß jene mit einer noch größern Zügellosigkeit verbunden waren, als gegenwärtig. Hauptsächlich war dieses der Fall bey den

1) Spittlers Geschichte Würtenbergs S. 69.

geistlichen Festen, an welchen auch der niedrigste Pöbel Antheil nahm. Eine merkwürdige Nachricht hiervon giebt uns ein Schriftsteller des Mittelalters Nicolaus von Clemangis [1]). „An gewöhnlichen Tagen (sagt er) enthalten sich die Menschen von Eitelkeit, Muthwillen und andern Lastern. Sie trinken nicht, sie spielen nicht, sie zanken nicht, sondern ein jeder arbeitet, und die Arbeit erhält sie nüchtern, sparsam, friedfertig und bescheiden. Sobald hingegen ein Festtag einfällt, so stürzen sich die Christen in alle böse Lüste und Laster so sehr hinein, daß Heiden die Zeugen von ihren Unordnungen wären, nothwendig glauben müßten, daß man Feste der Venus und des Bacchus, oder des Mars und der Bellona feyere. Dies Unwesen fängt schon in den

1) De novis celebritatibus non instituendis pag. 147. Man vergleiche Meiners historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts B. 2. S. 241.

Vigilien an, welche die ersten Christen im Gebet und Fasten zubrachten um sich dadurch zu dem bevorstehenden Feste vorzubereiten, und die bald so ausarteten, daß man an diesen fast noch gröbre Gräuel als an den Festen selbst treibt. Die meisten bringen die Vigilien mit unzüchtigen Tänzen und Gesängen in den Kirchen zu. Andre spielen unter beständigen Flüchen und Gotteslästerungen in Karten oder Würfeln, und was das schrecklichste ist, die meisten Priester gehen ihrer Gemeinden mit bösem Beyspiele vor. Die Feste selbst feyert der große Haufe nicht in der Kirche oder in Andachts- und Tugendübungen, sondern in der Schenke. Hier saufen, schwelgen, spielen und schlagen sie sich von frühen Morgen bis in die späte Nacht und verprassen an einem Tage, wovon sie selbst und ihre hungerleidenden Weiber und Kinder eine ganze Woche und noch länger hätten leben können. In den Städten sowohl als in den Dörfern erschallen Straßen, Plätze und Häuser vom Geräusch und Geschrey der

Tanzenden und Singenden und von der Musik, womit Tanz und Gesang begleitet wird. An solchen Festen ziehen die lüderlichen Weibspersonen nicht blos von einer Stadt in die andre, sondern von den benachbarten Städten auf die Flecken und Dörfer, um die jungen Bauern zu verführen.“

Daß selbst die Geistlichkeit sich an dergleichen Festtagen den gröbsten Ausschweifungen überließ, wird von mehreren Schriftstellern des Mittelalters ausdrücklich bestätigt [1]); Besonders aber geschah dieses am Sonntage Estomihi, der deswegen der Herren- oder Pfaffen-Fastnachten genännt wurde [2]). Auch Aebtissinnen und Nonnen trieben zu dieser Zeit

1) Noch 1521 beklagte sich der Bischof Conrad von Würzburg darüber: daß die meisten Mitglieder des geistlichen Standes an Festtagen mehr ihren Lüsten, als dem wahren Gott opferten, sich auf Wettkämpfe in Saufen herausfoderten u. s. w. Meiners B. 1. S. 335.

2) Haltaus p. 48.

die gröbsten Ausschweifungen; so wird von der Aebtissin zu Frauenmünster in Zürch erzählt: „Daß sie 1433 mit einem gewissen Herrn Friedrich von Heuen des Nachts vermummt mit ziemlichen Unwesen herumgelaufen seyn [1]). Selbst bey den heiligsten Verrichtungen wurden an dergleichen Tagen gotteslästerliche Schwänke vorgenommen, welche durch die strengsten Gesetze nicht konnten verhindert werden [2]).

Nicht selten aber entstanden aus den Ausschweifungen, die bey diesen Lustbarkeiten getrieben wurden, die traurigsten Folgen, da sich zumal die Polizey gewöhnlich ganz unthätig dabey verhielt. Unter vielen Beyspielen will ich nur eins aus der Geschichte der Stadt Leipzig ausheben. Hier war es zur Fastnachtszeit gewöhnlich, daß junge lustige Bursche einen Pflug in der Stadt herumführten, um die Jungfrauen daran zu spannen, die

1) Hottingers Helvet. Kirchengesch. Th. 2. S. 696.

2) Meiners B. 1. S. 333.

ihnen begegneten. Bisweilen aber wehrten sich diese mit Messern und andern Waffen und tödteten sogar ihre Verfolger [1]).

Der dritte und wichtigste Gesichtspunkt, aus welchem man die Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen vergleichen kann, ist ihre verschiedene Beschaffenheit selbst. Diese Verschiedenheit aber zeigt sich theils darinne, daß diejenigen Lustbarkeiten, die unser Zeitalter noch mit dem Mittelalter gemein hat, eine veränderte Gestalt und größre Ausbildung erhalten haben, theils auch insofern, als verschiedene durch den eigenthümlichen Geist des Mittelalters erzeugte Vergnügungen entweder ganz verschwunden sind, oder wenigstens sehr viel von ihrem ehemaligen Reiz verloren haben. Zu der ersten Klasse gehören Gastmähler, die bey den meisten Völkern gewöhnlich sind, wenn sie sich gleich nur noch auf der ersten Stufe der Kultur befinden.

1) Peiferi Lipsia p. 253 seq.

Wie sehr unsre Vorfahren dieses Vergnügen liebten, kann man schon daraus schließen, daß ohne dasselbe nicht leicht irgend eine Feierlichkeit vollbracht wurde, welche Sitte sich zum Theil noch bis auf unsre Zeiten erhalten hat. Vorzüglich aber zeigt sich darinne der Unterschied zwischen den Gastmählern des Mittelalters und den gegenwärtigen, daß man dabey weniger auf die Güte und Mannichfaltigkeit der Speisen, als auf den Ueberfluß derselben Rücksicht nahm. Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel selbst in den Städten, waren gesalzene und geräucherte Fische, Fleisch, harte Hülsenfrüchte, unverdauliche Mehlspeisen und einige Kohlarten [1]). Zu den Zeiten des Aeneas Sylvius, der im 15ten Jahrhunderte lebte, waren zwar schon die Tafeln der deutschen Fürsten mit allen Arten von Leckereyen besetzt; allein die Hofbedienten mußten sich mit schwarzem Brod, faulen oder stinkenden Fischen, zähem Kuh-

1) Meiners Th. 2. S. 88.

oder Ziegen- oder gar Bärenfleisch, und mit fast ungenießbaren Hülsenfrüchten begnügen. Auch die Bereitung stärkender Getränke hat sich wenigstens in den letzten Jahrhunderten eben so sehr gebessert, als die Bereitung der Speisen [1]). Besonders waren die Tischweine in dem Mittelalter weit schlechter als gegenwärtig, und in vielen Gegenden Deutschlands wurde Wein erbaut, von welchen wir jetzt allgemein glauben, daß sie nicht einmal gute reife Trauben hervorbringen können. So war z. B. in der Mark Brandenburg der Weinbau so stark, daß man eine große Menge einheimischen Weins nach Pommern und andern Gegenden ausführte.

Ob aber gleich die Nahrungsmittel und Getränke in dem Mittelalter weit schlechter waren als gegenwärtig, so wurden sie doch in weit größerer Menge genossen, so daß gewöhnlich eine allgemeine Berauschung das Ende der glänzendsten Feste des Mittelalters war. Selbst die

1) Meiners a. a. O. S. 202.

Reichsgesetze suchten diesem Uebel unter der Regierung Kaiser Maximilians, der für ein Wunder der Mäßigkeit gehalten wurde, vorzubeugen. Sie mußten aber der Völlerey, besonders im nördlichen Deutschland so viel nachgeben, daß sie einen Unterschied zwischen den alten und neuen Trinkländern machten [1]), und nur in diesen das Saufen bey harten Strafen verboten, in jenen aber, wo das Zutrinken von Alters hergebracht wäre, blos die Obrigkeiten ermahnten, diese Sitte allmählig abzustellen. Dieser Unterschied veranlaßte den berühmten Haus von Schwarzenberg, die Stände der Hölle in einem Sendbriefe an die Zutrinker der neuen Trinklande sagen zu lassen: „Sie sollten deßhalb in keiner Verlegenheit seyn, denn es sey nicht um lange zu thun, daß die Alten absterben und die Jungen in dem angefangenen Zutrinken erwachsen würden, alsdann würden alle Menschen gedachter Lande, das Zutrinken mit nicht

1) Schmids Geschichte der Deutschen a. a. O. B. 4. S. 469.

weniger Gewalt und Ernst handhaben, als in den alten Trinklanden geschehe.“

Derselbige Schwarzenberg legte auch seinen Teufeln folgende Gründe in den Mund, um das Zutrinken zu entschuldigen. „Was den Kaiser angehe, sey es ihrer Majestät nicht Ernst gewesen, das Zutrinken abzustellen, als sich daraus erfinde, daß seine Gewaltigste am Hofe ebenfalls zutränken. Höchstens wenn alle andere seine Gebote und Ordnungen vollstreckt würden, alsdenn sey es Zeit genug dies auch zu halten. Der Adel müsse es auch nicht so weit kommen lassen, daß ihm der Kaiser und die Fürsten das Zutrinken wehrten, indem sie sich sonst andrer Dinge gegen ihn anmaßen möchten, die ihm noch beschwerlicher fallen könnten, als das Zutrinken aufzugeben. Auch finde man in den Trinkländern gewöhnlich fromme, wahrhafte, kühne, getreue, beständige, harte, männlich streitbare Leute, hingegen in den Landen, wo die Einwohner alle ihre Sache auf Mäßigkeit, und subtile Weisheit setzten, finde man die größten

schändlichsten Laster, als Unkeuschheit wider die Natur, Meuterey, Vergeben, Verrätherey, Zagheit u. s. w. Wie wenig übrigens Satyren und Gesetze im Stande waren die Lieblingsneigung der Nation zur Völlerey zu unterdrücken, kann man daraus schließen: daß sich noch auf dem Reichstage zu Worms viele Grafen und Herren zu Tode tranken [1]).

Auch die Musik gehört zu den gemeinschaftlichen Vergnügungen der mittlern Zeiten und der unsrigen, und die Achtung, die man ihr erwieß, war nicht geringer als gegenwärtig, indem man sie zu den sogenannten freyen Künsten rechnete, und daher nicht nur auf Schulen lehrte, sondern auch in verschiednen Büchern wissenschaftlich behandelte [2]). Dessenungeachtet waren die Fortschritte, welche die Deutschen in dieser Kunst machten sehr langsam, und die Behandlung der

1) Pütters Entwicklung Th. 1. S. 459.

2) Schmids Geschichte der Deutschen Th. 2. S. 98.

selben stimmte ganz mit der übrigen Rohheit der Nation überein; daher ihnen auch ein Italiäner, der im 9ten Jahrhundert lebte [1]), den Vorwurf machte, daß es ihnen und den Franzosen am wenigsten mit dem Gregorianischen Kirchengesang gelingen wollte. „Die Annehmlichkeit dieses Gesanges (sagt er) haben unter andern Europäischen Nationen auch die Deutschen und Franzosen zu wiederholtenmalen zu lernen gesucht, allein ächt und unverfälscht haben sie dieselbe nicht behalten können, theils aus Leichtsinn, weil sie manches von dem ihrigen mit in dem Gregorianischen gemischt, theils wegen ihrer natürlichen Wildheit. Denn die Körper der jenseits der Alpen Wohnenden, die durch den Donner ihrer Stimme einen hochtönenden Schall bewirken, geben die süße Modulation, die ihnen vorgesungen wird, nicht zurück; sondern die barbarische Wildheit

1) Ioh. Diacon in Vita Gregorii M. T. IV. Opp. Gregor. p. 47.

ihrer versoffenen Gurgel verursacht vielmehr, wenn sie durch Biegungen eine sanfte Stimme herauszubringen sucht, ein natürliches Krachen, wie an einander stossende Fässer.“ In dem 11ten Jahrhunderte wurde zwar allerdings die Musik auch in Deutschland durch die Erfindungen eines Italiänischen Benedictiners Guido Aretinus sehr verbessert [1], den der Erzbischof von Bremen, Herrmann nach Deutschland kommen ließ [2]; allein dessen ungeachtet kannte man nur noch wenige Instrumente, die außer der Orgel größtentheils in blasenden lautschallenden Instrumenten bestanden [3]. Daher man auch bisweilen alle Musikanten Pfeifer nannte [4].

1) Er erfand nehmlich das Liniensystem und die sogenante Solmisation s. Sulzers Theorie der schönen Künste u. d. W. Musik und Solmisation.

2) Ad. Bremensis L. II. C. 50.

3) Stettens Eläuterungen aus der Geschichte von Augsburg S. 34.

4) Ioh. Fried. Scheid. de jure in Musicos singulari Rappolsteinensi Comitatui anexo p. 25.

Bey der geringen Ausbildung, welche die Musik in dem Mittelalter erhalten hatte, darf man auch keine musikalischen Versammlungen oder Concerte erwarten. Am häufigsten wurde noch die Musik bey Gastmählern und andern Feierlichkeiten zur Begleitung der Volkslieder gebraucht, von welchen die Deutschen schon zu den Zeiten der Fränkischen Beherrscher sehr große Freunde waren. Dergleichen Gesänge bestanden theils in Liebesliedern (mit deren Abschreibung sich selbst die Nonnen beschäftigten,) theils in Spottliedern, theils endlich in Ehrenliedern zum Andenken eines großen Mannes oder irgend einer merkwürdigen Begebenheit [1]).

Uebrigens hatte man schon in dem Mittelalter eine eigne Klasse von Menschen, die sich vorzüglich mit der Musik beschäftigten. In England und Frankreich werden sie unter dem Nahmen von Ministriels, Menetriers oder Jongleurs begriffen. Ob sie gleich von einem Orte zum andern zo-

1) Schmid a. a. O. Th. 1. S. 557.

gen, um sich ihren Lebensunterhalt durch Musik und Gesang zu verdienen; so standen sie doch besonders in England in so grossem Ansehn, daß sich selbst Personen von edler Geburt nicht schämten, ihren Stand zu erwählen, und bisweilen selbst Gesandte mit delikaten Aufträgen in ihrer Tracht erschienen, weil man darauf rechnen konnte, daß sie vor allen andern vorgelassen, und vor jeder Ahndung sicher seyn würden [1]). Auch in Deutschland waren Mimi und Joculatores Fiedler, Pfeifer und Spielleute nicht unbekannt, die durch Declamation und Absingung von Liedern, die Höfe der Großen und das Volk belustigten. Unter andern erzählt uns Wittichind [2]). Die Franken hätten in Sachsen von dem Herzog Heinrich einen so großen Verlust erlitten, daß die Mimen declamirt hätten, wo eine so wei-

1) Eichhorns allgemeine Geschichte der Cultur des neuern Europa S. 496. u. im Anhang S. 46.

2) L. I. beym Hervagius p. 11.

te Hölle wäre; welche die Erschlagenen fassen könnte.

Da mit der Musik der Tanz in der genausten Verbindung steht, so darf man schon deswegen in dem Mittelalter nicht diejenige Ausbildung und Mannichfaltigkeit von ihm erwarten, die er in den neuern Zeiten erhalten hat; ob man gleich in den grösern Städten besondre Ballhäuser hatte, wo bey feierlichen Gelegenheiten öffentliche Bälle gegeben wurden. Gewöhnlich tanzte man blos Paar- und Paarweise hinter einander und die Musik dazu wurde wenigstens an manchen Orten mit den schwermüthigsten Instrumenten den Zinken und Posaunen gemacht [1]). In der That aber paßten auch diese sehr gut zu der Feierlichkeit mit der man hierbey unter den vornehmern Ständen, zu Werke gieng. So wurden z. B. in Augsburg bey den Geschlechtertänzen einige junge Herren in der Stadt herumgeschickt, welche die Gesellschaft mit vielen Ceremonien

1) Stetten a. a. O. S. 86.

und in einer besondern Tracht dazu einladen mußten [1]). Sie trugen ein roth carmosin atlaßnes Wams, rothe Hosen mit Schnuren verbrämt, einen rothen wollenen Mantel, der bis an den Gürtel reichte, und auf dem Haupte einen mit goldenen Schnuren umwundnen Kranz. Sonderbar genug ist es übrigens, daß ungeachtet des steifen Ceremoniels, das bey diesen Bällen beobachtet wurde, dennoch die Narren nicht fehlen durften, um nöthigenfalls die Gesellschaft auch auf eine andre Manier zu vergnügen [2]).

Auch theatralische Vorstellungen waren unsern Vorfahren schon in den frühern Zeiten des Mittelalters nicht ganz unbekannt, doch bestanden sie anfangs blos aus Gau-

1) Eine ähnliche Einladung erfolgte auch ehedem in Leipzig zu den Fastnachtsbällen. s. Keiferi Lipsia p. 254.

2) Besonders waren in Augsburg 3 Narren berühmt die man auf alten Gemählden von Geschlechtertänzen findet, der Toni Hurr, Lenz Narr und Cunz Narr s. Stetten a. a. O.

ckeleyen und Pantomimischen Vorstellungen, die von den schon erwähnten Mimis aufgeführt wurden [1]), und die wegen ihrer Züchtigkeit eben nicht in dem besten Rufe standen, daher sie Kaiser Heinrich III. und der Erzbischof Adelbert von Bremen von ihren Höfen verbannten [2]). Auch mochte wohl darinne der Grund liegen, warum der Sachsenspiegel [3]) die Mimi oder Spielleute für ehrlos erklärte, und ihre Erbschaft der Obrigkeit anheimfiel [4]). In andern Staaten besonders in

1) Daß schon unter den Carolingern dergleichen Vorstellungen üblich gewesen seyn müssen, sieht man aus dem Verbote der Gesetze: daß Niemand dabey Priester oder Mönchskleidung anlegen soll s. Flögels Geschichte der Komischen Litteratur Th. 4. S. 281.

2) Hermanus contractus ad A. 1043. Ad. Bremensi Hist. Eccles. L. III. C. 136.

3) L. I. A. 37. Wegen meiner nicht gelehrten Leser muß ich erinnern, daß der Sachsenspiegel eine Sammlung deutscher Rechtsgewohnheiten ist.

4) s. eine Urk. von 1216 in Meibom. Script. T. 2. p. 372.

Frankreich scheint ihre Kunst eine höhere Stufe, als in Deutschland erreicht zu haben, indem sie dort bisweilen auch solche theatralische Vorstellungen gaben, die Aehnlichkeit mit unsern großen Opern hatten. Man stellte nehmlich mit Hülfe von Maschinen, die Gärten der Hesperiden, die Belagerung von Troja, die Eroberung von Jerusalem oder ähnliche Gegenstände aus der Fabel und Geschichte der ältesten und mittlern Zeit vor. Dergleichen Vorstellungen aber nannte man in Frankreich entremets, weil sie gewöhnlich während der Tafel gehalten wurden r).

In Deutschland findet man dagegen in dem 10ten Jahrhunderte geistliche Dramas, von der berühmten Nonne zu Gandersheim, Roswitha, die dem Terenz nachahmte, aber dessen freie und üppige Vorstellungen mit frommen und erbaulichen vertauschte. Ob sie gleich nie aufgeführt wurden, so verdienen sie doch theils

r) Meiners Th. 2. S. 162.

wegen ihres Alters, theils aber auch deswegen bemerkt zu werden, weil man aus ihnen den eigenthümlichen Geist von den geistlichen Schauspielen des Mittelalters überhaupt sehr gut beurtheilen kann. — Die Nahmen derselben sind: Gallicanus. Dulcicius, Callimachus, Abraham Paffnucius, Fidei et Spes [1]). In der ersten wird ein heydnischer Feldherr durch den Beystand den ihm Gott in der Schlacht angedeihen läßt, zum Christenthum geleitet, und zuletzt ein Märtyrer. In der zweyten bemüht sich ein vornehmer Heyde vergebens, drey christliche Jungfrauen zu seinen Wollüsten zu mißbrauchen; er wird unsinnig, und umarmt in der Einbildung, daß sie es sind, die Töpfe, Kessel und Bratpfannen, die vor ihrem Gefängnisse aufgestellt sind, zuletzt aber leiden auch hier die Jungfrauen den Märtyrertod.

1) s. Schröckhs Leben der Roswitha in dessen Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten B. 1. 3te Sammlung S. 248.

Eine ähnliche Verfolgung steht Drusiana in der dritten Comödie aus; sie wird aber derselben durch einen plötzlichen von Gott erbetnen Tod entrissen, ihr Verfolger kommt gleichfalls ums Leben; beyde aber werden von dem heil. Johannes wieder auferweckt, und der letztre zur christlichen Religion bekehrt. Die vierte und fünfte sind unter verschiednen Nahmen von einerley Innhalte. Zwey verführte Mädchen werden von Einsiedlern, die sich für Liebhaber ausgeben, wieder auf den Weg der Tugend zurückgebracht. Endlich enthält die sechste den Märtyrertod dreyer Jungfrauen Fides, Spes und Charitas, unter dem Kaiser Hadrian, nach einem vorläufigen Gespräche, das er mit ihnen und ihrer Mutter Sapientia hält.

Aehnliche geistliche Schauspiele wurden in den spätern Zeiten des Mittelalters immer häufiger, und seit dem 13ten Jahrhunderte finden wir auch deutliche Spuren, daß sie wirklich in Kirchen und Klöstern aufgeführet wurden. Bisweilen enthielten sie derbe Satyren gegen die herrschen-

den Fehler ihres Zeitalters. In diese Klasse scheint unter andern der sogenannte Antichrist (Ludus Paschalis de adventu et interitu Antichristi) zu gehören, der erst vor einiger Zeit wieder ans Licht ist gezogen worden [1]). Hier verlangt zuerst der Kaiser, daß alle Könige ihm unterthänig seyn und Tribut zahlen sollen. Sie thun es auch, ausgenommen, der König von Frankreich, der aber angegriffen und in einem Treffen überwunden wird, worauf er dem Kaiser den Vasalleneid leistet. Zuletzt aber kommt der Antichrist, der den Kaiser sammt den Königen zwingt, ihm den Eid der Treue zu leisten, aber auf einmal, da er eben in der größten Herrlichkeit auf seinem Thron sitzt, zu Boden geworfen wird, wodurch auch die Seinigen verjagt werden. — In Frankreich wurde bey dem feierlichen Ritterschlage von dem Sohne Philipp des Schönen, 1313 der Meister Fuchs vorgestellt, der

1) von Pez in Thes. Anecdot. T. 2. P. 3. p. 187.

zuerst als Arzt erschien, und sodann als Pfaffe, wie er das Evangelium und die Epistel sang, und sodann Bischoff, Erzbischoff und Pabst ward, wobey er immer alte und junge Hühner schmaußte [1]).

Um dieselbige Zeit (1322) zog eine geistliche Comödie die Schwermuth eines der besten Sächsischen Fürsten, Friedrich des Gebissenen, nach sich. Er sah nehmlich zu Eisenach, eine Comödie von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen. Als nun letztre in die Hölle geworfen wurden, und vergebens die Fürbitte der Jungfrau Maria und aller Heiligen anflehten, so rufte der Landgraf aus: „Was nützt uns der christliche Glaube, wenn uns die Fürbitte der Maria und aller Heiligen keine Vergebung der Sünden bewirken kann;" und seit dieser Zeit konnte er seinen Geist nie wieder beruhigen [2]).

1) Eichhorn a. a. O. S. 171.

2) Ursinus in dem Chron. Thuring. beym Mencken. T. 3. p. 1310 stellt über jenes

Noch gegen Ende des Mittelalters gehörten die geistlichen Schauspiele zu den Lieblingsvergnügungen der Zeit, und selbst die heilige Kirchenversammlung zu Kostnitz belustigte sich an der Aufführung eines Schauspiels, dessen Stoff zwar aus der biblischen Geschichte entlehnt [1]), aber mit vielen komischen Zusätzen versehen war.

Schauspiel sehr erbauliche Betrachtungen an, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten will: „Diß war etwas zu hart und zu heftig gespielt, denn Maria und aller gottesheiligen bitten vor keinen Verdamten nicht, denn Sie wollen nichts anders, den das Gott wyll. So wyll auch Gott zu dem Jungsten Gericht nicht mehr barmherzig noch gnedig seyn. Sondern Ehr will ein gestrenger rechter Richter seyn. Aber darvor Itzundt yñ dieser gegenwertigen Zeytt, wyll Ehr uns gnedig und barmherzig seyn. Den, wer sich mitt seyner reue und Buße hier auf erdtreich versäumet der muß darnach den schaden haben. Er buesse deñ yñ dem Fegefeuer."

1) Warton History of English Poetry T. I. p. 235

Es wurde hier nehmlich die Ermordung der unschuldigen Kinder auf folgende Art dargestellt: Ein Hofmann an Herodes Hofe trat auf, welcher wünschte zum Ritter geschlagen zu werden, damit er das Abentheuer bestehen könnte, den Weibern in Bethlehem ihre Kinder zu rauben. Sein Wunsch wurde zwar erfüllt, aber die Weiber fielen den neuen Ritter mit ihren Spinnrocken an, und schickten ihn übel zugerichtet nach Hause.

Gegen Ende des Mittelalters scheinen sich vorzüglich die Meistersänger mit dergleichen geistlichen Comödien beschäftigt zu haben. Unter allen Meistersängern war keiner fruchtbarer und berühmter als Hans Sachs aus Nürnberg, der 1494 gebohren wurde und 52 geistliche Schauspiele geschrieben hat [1]), die aber noch immer von keiner bessern Beschaffenheit sind, als die vorigen. Zur Probe der vielen Lächerlichkeiten, die sie enthalten, mag

1) Flögels Geschichte der Komischen Litteratur B. 4. S. 302.

ein Schauſpiel dienen, welches den Titel führt: „Comödia die ungleichen Kinder Evä, wie ſie Gott der Herr anredt. In dieſem examinirt unſer Herr Gott die Kinder Adams aus dem Lutheriſchen Katechismus und hält ſich genau an die fünf Hauptſtücke deſſelben. Abel beſteht in dem Examen ſehr wohl, Kain aber miſcht alles unter einander, und als er den Glauben ſagen ſoll, ſo ſpricht er folgendes:

„Ich glaub an Gott Himmel und
Erden
Und auch des Samens Weib muß wer-
den
Dazu des heiligen Geiſtes Nahmen
Die Sünde, Fleiſch und Leben Amen.“

Noch bis auf den heutigen Tag ſollen ſich an einigen katholiſchen Orten einzelne Spuren von dergleichen geiſtlichen Comödien erhalten haben. So ſtellte man z. B. in Freyburg am heiligen drey Königstage auf einem Gerüſte den Herodes vor, wie er die Schriftgelehrten über die Erſchei-

nung des Sterns um Rath fragt. Die drey Weisen, von denen der eine ein geschwärztes Gesicht hat, langen zu Pferde an. Herodes läßt sich die Weissagungen vom Messias vorlesen, und disputirt mit den Pharisäern über die Auslegung derselben. Endlich zieht die Jungfrau Maria auf einem Esel mit dem Kinde Jesus, nebst dem Joseph durch die Stadt, indem sie ein glänzender Stern, der an einem aufgespannten Seile hängt, in der Luft begleitet [1]).

Die ersten weltlichen Comödien waren die sogenannten Fastnachtsspiele, von welchen man die ersten sichern Nachrichten in dem 15ten Jahrhundert entdeckt, und die nicht blos geistliche Gegenstände, sondern menschliche Handlungen jeder Art darstellen, aber von keinem bessern Gehalt als die geistlichen Comödien waren. Wahrscheinlich entstanden sie zuerst aus den zur Fastnachtszeit üblichen Mumereyen, die oft bey einer lustigen Gesellschaft den Einfall

1) Flögel a. a. O. B. 4. S. 7.

veranlassen konnten, eine ihrer Verkleidung gemäße Unterredung zu halten [1]). So wie die geistlichen Comödien in der Regel blos von Geistlichen und Mönchen aufgeführet wurden, so waren im Gegentheil die Fastnachtsspiele unter allen Ständen gewöhnlich, ob sie gleich in manchen Städten besonders von den Meistersängern, die sie verfertigten, aufgeführt wurden. Solches geschah z. B. noch 1540 zu Augsburg, wo ein Schauspiel unter dem Titel der fünf Betrachtungen von ihnen aufgeführet wurde.

Aus dieser kurzen Darstellung von dem Zustande des Schauspielwesens in dem Mittelalter, ergiebt sich größtentheils von selbst seine Verschiedenheit von dem gegenwärtigen, die sich auf folgende Gesichtspunkte zurückführen läßt.

I.) Die ältesten theatralischen Vorstellungen schränkten sich blos auf pantomimische Künste ein, durch welche wahrscheinlich keine zusammenhängende Hand-

1) Flögel a. a. O. S. 292.

lung, sondern blos einzelne lächerliche Situationen dargestellt wurden, und mit welchen wahrscheinlich die noch jetzt üblichen Künste der Seiltänzer und Springer die meiste Aehnlichkeit haben.

II.) In den spätern Zeiten des Mittelalters wurden zwar zusammenhängende Handlungen dargestellt, die aber blos aus der biblischen Geschichte und heiligen Legenden geschöpft worden, daher die Comödie einen religiösen Charakter erhielt.

III.) Gegen Ende des Mittelalters entdeckt man allerdings Schauspiele, die zusammenhängende Handlungen jeder Art darstellten, und daher eine größre Aehnlichkeit mit den gegenwärtigen Schauspielen hatten, sich aber doch theils durch ihre elende Beschaffenheit unterschieden, theils dadurch, daß sie nicht von ordentlichen Schauspielergesellschaften, sondern von andern Personen aufgeführt wurden, welche ihre theatralischen Arbeiten blos als Nebensache behandelten. — Ordentliche Schauspielergesellschaften fingen sich erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts

zu stiften an; die Kirche, die damals errichtet ward, ist die Domkirche, die auch deswegen merkwürdig ist, weil der berühmte Dänische Oberhofprediger Johann Lassenius einer der vorzüglichsten Lehrers derselben war 1).

IV.) Singspiele und Opern waren ganz unbekannt in Deutschland. Erst 1627 gab der berühmte Martin Opitz das erste Singspiel Daphne heraus, welches in Dresden bey dem Beylager des Landgrafen zu Hessen Georg II. mit der Prinzessin Marie Eleonore, Schwester des Churfürsten Johann George I. nach der Composition des damaligen Capellmeisters Schütz aufgeführt wurde 2).

V.) Besondere Schauspielhäuser hatte man in dem Mittelalter gar nicht, sondern die Comödien wurden in Kirchen, Klöstern oder andern öffentlichen Plätzen gegeben. So wurde die oben erwähnte dramatische Vorstellung von den zehen

1) Flögel a. a. O. S. 318.
2) Flögel a. a. O. S. 312.

Jungfrauen zu Eisenach in dem Thiergarten gegeben [1]), und 1412 spielte man zu Bautzen auf dem Markte eine Comödie von der h. Dorothea, wobey ein Haus einstürzte, auf dessen Dach vieles Volk saß und 33 Personen zerschmetterte [2]). Frühzeitig scheinen in Augsburg die Meistersänger ein eignes Gebäude zu ihren Schauspielen und Comödien erhalten zu haben, was man den Meisterstadel nennte, und das man 1697 einer Gesellschaft von Operisten, die aus Braunschweig kam, einräumte [3]). Daß wegen des Mangels von besondern Schauspielhäusern und ordentlichen Spauspielergesellschaften, auch Dekorationen und Garderobe in einem sehr schlechten Zustande waren, läßt sich leicht errathen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts trugen die Comödianten papierne Manschetten, und hatten die Kleider mit Goldpapier statt der

1) Chronicon Sampetrinum Erfurtense in Mencken. Script. T. 3. p. 526.

2) Flögel a. a. O. S. 290.

3) Stetten a. a. O. S. 191.

zu bilden an; die älteste, die damals errichtet ward, ist die Treuische, die auch deswegen merkwürdig ist, weil der berühmte Dänische Oberhofprediger Johann Lassenius einer der vorzüglichsten Acteurs derselben war [1]).

IV.) Singespiele und Opern waren ganz unbekannt in Deutschland. Erst 1627 gab der berühmte Martin Opitz das erste Singespiel Daphne heraus, welches in Dresden bey dem Beylager des Landgrafen zu Hessen Georg II. mit der Prinzessin Marie Eleonore, Schwester des Churfürsten Johann George I. nach der Composition des dasigen Capellmeisters Schütz aufgeführt wurde [2]).

V.) Besondere Schauspielhäuser hatte man in dem Mittelalter gar nicht, sondern die Comödien wurden in Kirchen, Klöstern oder andern öffentlichen Plätzen gegeben. So wurde die oben erwähnte dramatische Vorstellung von den zehen

1) Flögel a. a. O. S. 318.
2) Flögel a. a. O. S. 312.

Jungfrauen zu Eisenach in dem Thiergarten gegeben [1]), und 1412 spielte man zu Bautzen auf dem Markte eine Comödie von der h. Dorothea, wobey ein Haus einstürzte, auf dessen Dach vieles Volk saß und 33 Personen zerschmetterte [2]). Frühzeitig scheinen in Augsburg die Meistersänger ein eignes Gebäude zu ihren Schauspielen und Comödien erhalten zu haben, was man den Meisterstadel nennte, und das man 1697 einer Gesellschaft von Operisten, die aus Braunschweig kam, einräumte [3]). Daß wegen des Mangels von besondern Schauspielhäusern und ordentlichen Spauspielergesellschaften, auch Dekorationen und Garderobe in einem sehr schlechten Zustande waren, läßt sich leicht errathen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts trugen die Comödianten papierne Manschetten, und hatten die Kleider mit Goldpapier statt der

1) Chronicon Sampetrinum Erfurtense in Mencken. Script. T. 3. p. 526.

2) Flögel a. a. O. S. 290.

3) Stetten a. a. O. S. 191.

Treſſen beſetzt, auch fehlte es oft den Prinzeſſinnen an Strümpfen [1]).

Noch müſſen wir unter denjenigen Vergnügungen, die in unſern Zeiten eine gröſsere Ausbildung erhalten haben, auch die Glücksſpiele erwähnen. Schon von den alten Deutſchen wurden dieſe mit ſolcher Leidenſchaft getrieben, daß ſie bisweilen ſelbſt ihre Freiheit auf das Spiel ſetzten [2]), und daß Karl der Groſse es für nöthig hielt der Geiſtlichkeit die Glücksſpiele bey Strafe der Excommunication zu verbieten [3]). In den ſpätern Zeiten des Mittelalters finden wir beſonders in der Geſchichte Otto III. ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel von der leidenſchaftlichen Spielſucht unſerer Vorfahren, indem der Kaiſer einen gewiſſen Pfalzgrafen Ezo zum Bretſpiel (ludus latrunculorum) worinne er eine groſse Stärke zu beſitzen glaubte,

1) Flögel a. a. O. S. 320.
2) Tacitus de moribus Germanorum C. XXIV.
3) Heineccii Elementa Iuris Germanici. T. I. p. 673.

unter der Bedingung herausforderte: daß derjenige, der dreymal siegte, den Preis des Spieles selbst bestimmen sollte. Da sein Gegner den Sieg davon trug, so verlangte dieser die Hand seiner Schwester Mathilde, die er auch wirklich erhielt [1]).

Ungeachtet dieser Proben von der Leidenschaft, mit welcher sich unsere Vorfahren bisweilen dem Spiele überließen, glaube ich doch schwerlich, daß der Hang zu diesem Vergnügen in dem Mittelalter so *allgemein* gewesen sey, als gegenwärtig, weil überhaupt gesellschaftliche Zirkel jeder Art seltner waren, und man überdieß solche Vergnügungen vorziehen mochte, die mehr mit der herrschenden Neigung zum gröbern sinnlichen Vergnügen und zu heftigen Leibesübungen übereinstimmten als dieses. Hierzu kam auch endlich, daß der erst überhand nehmende Luxus unsrer Zeit einen eignen Nahrungs-

1) Monachus Brunvillensis in Leibnitii Script. T. 1. p. 315.

zweig aus dem Spiele gebildet hat, der in dem Mittelalter ganz unbekannt war.

Eine andre Verschiedenheit zeigt sich in der geringern Mannichfaltigkeit der Spiele, die in den frühern Zeiten des Mittelalters blos in Bret- und Würfelspielen [1]) bestanden. Der Gebrauch der Karten wurde selbst in Frankreich, wo dergleichen Künste eher als in unserm Vaterlande zur Reife gediehen, erst unter dem kranken König Karl VI. allgemeiner, indem man vorhin nur einzelne Spuren derselben entdeckt [2]). Allmählich verbreitete es sich zwar auch über Deutschland und schon im 15ten Jahrhunderte war der Verkauf der Karten kein unbedeutender Handlungszweig [3]), allein die

1) Letztrer gedenkt unter andern die Glosse zum Sachsenspiegel (L. III. A. VI.) welche verlangt daß die falschen Würfelspieler wie Diebe sollen bestraft werden.

2) Meusels Geschichte von Frankreich im 19ten B. der neuen allgemeinen Welthistorie S. 441.

3) Breitkopf über die Erfindung der Buchdruckerkunst (Leipz. 1779) S. 42.

große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Kartenspiele war erst dem Erfindungsgeiste der neuern Zeiten vorbehalten.

Wir gehen jetzt zu denjenigen Vergnügungen über die durch den eigenthümlichen Geist des Mittelalters selbst erzeugt wurden, und gegenwärtig entweder ganz verschwunden sind, oder doch wenigstens viel von ihrem ehemaligen Reize verloren haben. In diese Klasse gehören 1) alle Lustbarkeiten, welche durch den kriegerischen Charakter der damaligen Zeit veranlaßt wurden. Es war nehmlich damals der Krieg die Hauptbeschäftigung der freien deutschen Staatsbürger. Dieser aber verlangte natürlich beständige Uebungen in den Waffen, die nicht nur wegen der körperlichen Thätigkeit selbst, die sie erforderten, sondern auch wegen des Beyfalls den ausgezeichnete Geschicklichkeit erhielt, zu den vorzüglichsten Vergnügungen der Nation gerechnet wurden. Das allgemeinste unter ihnen war die Jagd [1], welche auch

1) Schon Caesar de bello Gallico L. VI.

durch die großen Waldungen, die man damals in allen Gegenden Deutschlands antraf, und durch die unbeschränkte Freiheit, die in Ansehung derselben einem jeden Gutsbesitzer zustand, nicht wenig begünstigt wurde [1]). Auch waren alle Bemühungen des Pabstes und der Kirchenversammlungen diesem Lieblingsvergnügen besonders unter der Geistlichkeit Einhalt zu thun, größtentheils vergebens [2]), und noch 1530 sahe man sich genöthigt, auf dem Reichstage in Augsburg zu verordnen, daß die Domherren ihre Stoßvögel nicht mit in die Kirche nehmen sollten [3]).

Am leidenschaftlichsten aber wurde von jeher die Jagd von den Königen und Fürsten getrieben, die daher einen jeden Jagd-

C. 21. sagt von den Deutschen: Vitae omnis in venationibus atque studiis rei militaris

1) Struben von des deutschen Adels Jagdgerechtigkeit in dessen Nebenstunden Th. I. S. 104.

2) Schmids Geschichte der Deutschen Th. 2. S. 92.

3) Meiners B. 1. S. 336.

frevel mit der gröſsten Grauſamkeit in ihren Bannforſten ahndeten. Schon die älteſte Fränkiſche Geſchichte erzählt uns hiervon ein trauriges Beyſpiel, indem der König Gunthram den Aufſeher eines Waldes ſteinigen ließ, weil er daſelbſt ein geſchoſſenes Wild gefunden hatte [1]), und viele Geſetze des Mittelalters, welche den Wilddiebſtahl erwähnen, bedrohen ihn mit den härteſten Strafen [2]).

Noch bis auf den heutigen Tag gehört die Jagd wenigſtens an einigen deutſchen Höfen zu den vornehmſten Luſtbarkeiten, allein unter den übrigen Ständen hat ſich die Neigung dazu ſeit der Zeit gar ſehr vermindert und verloren, als man aufhörte ſie als eine Kriegsſchule der Nation zu betrachten. Auch mußte die Regaliſirung der Jagdgerechtigkeit, die in mehreren deutſchen Staaten ſeit dem 16ten Jahrhunderte erfolgte, die nehmliche Wirkung hervor-

1) Gregor. Turonenſis L. X. C. 10.

2) Heineccii Elementa Iuris. Germanici T. 1. p. 407.

bringen. So wie die Jagd unter dem kriegerischen Uebungen und Lustbarkeiten des Mittelalters, die allgemeinste war, so waren dagegen die Turniere, die blos unter dem Ritterstande gewöhnlich waren, und in der feierlichen Form, in welcher sie in dem Mittelalter gehalten wurden, erst seit dem 12ten Jahrhunderte aus Frankreich nach Deutschland kamen [1], unstreitig unter allen die glänzendsten [2]). Des Abends zuvor ehe ein Turnier gehalten wurde, stellte man in den Kreutzgängen einiger benachbarten Klöster oder auf andern öffentlichen Plätzen, die sogenannte Wappenschau an, d. h. die Prüfung von den Wappen derjenigen Personen, die den andern Tag in die Schranken eingelassen werden wollten. Der Turnierplatz wur-

1) Geschichte der Turniere in Deutschland in den historischen Untersuchungen zur Kulturgeschichte der Völker von Fr. Maier B. 1. No. 3.

2) s. St. Palaye über das Ritterwesen des Mittelalters in der deutschen Uebers. von Klüber Th. 1. S. 46. u. f.

de mit vielen Gerüsten umgeben, die auf das prächtigste mit reichen Tapeten, Vorhängen, Panieren, kleinen Schildern und Fahnen ausgeschmückt waren, und wo man Plätze für fürstliche Personen, für das Frauenzimmer und die Turnierkönige oder Vögte zubereitet hatte. Die letztern waren gewöhnlich ehrwürdige Greise, welchen ihr hohes Alter nicht mehr erlaubte, sich in dem Ritterspiele selbst auszuzeichnen, und deren Beschäfftigung darinne bestand, die Turniergesetze aufrecht zu halten, und denen die es nöthig hatten, Rathschläge zu ertheilen. Bey diesen Geschäften wurden sie von dem sogenannten Gesellschaftsvögten unterstützt, die ihnen als Assistenten zugesellt waren. Die Waffen, deren man sich bey den Turnieren bediente, waren sehr verschieden, doch wurde dabey vorzüglich mit der Lanze gefochten, welches man das Gestech in hohen Zeugen nennte [1]). Auf dem Turnierplatze selbst wurde die Ordnung von den Griswärteln

1) Schubart de ludis equestribus p. 22

erhalten, welche die Kämpfer, wenn sie die Turniergesetze vernachlässigten, von einander scheiden und sich bisweilen zu dieser Absicht der Prügelknechte bedienen mußten [1]), die eigentlich bestimmt waren, den reitenden Waffen zu Streichen und den Pöbel in Ruhe zu erhalten. Jeder ausserordentliche Streich mit der Lanze oder dem Schwerde und jeder merkliche Vortheil eines Turnierenden ward durch den Schall der Trompeten und durch den lauten Ausruf der Herolde bekannt gemacht. Nach geendigtem Turniere wurde denjenigen Personen, die sich auf irgend eine Art dabey ausgezeichnet hatten, von einer anwesenden Dame der Dank gereicht, der in irgend einem Geschenk bestand, das zur Belohnung des Siegers bestimmt war [2]) und dessen Werth gewöhnlich ein

1) Solches geschah z. B. bey einem Turnire zu Darmstadt 1403 wo die Fränkischen und Hessischen Ritter im Ernst an einander griethen.

2) Schubart de Ludis Equestribus p. 24.

Kuß erhöhte. Mit einem Gastmahle und Balle wurde das Fest beschlossen, auch hierbey wurden die Sieger besonders ausgezeichnet und ihnen ein Ehrentanz mit der Dame verwilligt, aus deren Händen sie den Dank erhalten hatten [1]).

Ein merkwürdiges Beyspiel von einem sonderbaren Preise, den ein Thüringischer Ritter bey einem Turniere zu Merseburg aussetzte, erzählt uns eine alte Chronik [2]) in folgenden Worten: „Es wohnte ein Ritter vom Dorfe Sattelstädt genannt, Herr Wallmann von Sattelstädt, und war an Landgrafen Ludwigen zu Thüringen Hofe: dieser vermaß sich vollkommner Ritterschaft, denn er war ein guter Wap-

1) So erzählt Rüxner in seinem bekannten Turnierbuche. S. 20. „Demnach that ein jeder Fürst und Herr einen Tanz in guter Ordnung mit den Frauen oder Jungfrauen die ihm einen Dank gegeben hatten, und ward der Abend also mit Zuchten und Freuden zugebracht."

2) Beym Limnäus in Jure Publico T. 1, L. VI. C. V. p. 128.

ner (Streiter) und gar ein strenger Ritter und solches machts, daß er mit dem Landgrafen um Philippi und Jacobi A. 1226 auf einen Hof nach Merseburg zohe, dahin denn viele Herren, aus Sachsen, Thüringen, Meißen, Franken und Hessen hinkommen, und führte gemeldter Herr Wallman mit ihm eine wohlgeschmückte Jungfrau, die führte auf der Hand einen Sperber, und einen fertigen guten Steuber [1]), und war des Erbietens mit einem jeden über drey Mal einen Stoß zu halten, wer da wolte; stieße er ihn denn nieder, so sollte derselbe alle sein Stechzeug, Harnisch, den Steuber und die Jungfrau mit dem Sperber haben; stieße er ihn aber nicht nieder, so sollte er der Jungfrau geben einen golden Ring. Und viele Herren warteten darauf, und hielten mit ihm die Stöße. Aber er brachte die Jungfrau mit dem Sperber samt den Steuber auf den Hof gen Merseburg, und wieder heim, ohne Verlust. Auch brachte die Jungfrau so manchen Fingerring, als sie

1) Ein Spürhund.

Finger an beyden Händen hatte, die theilte sie aus unter die Frauen und Jungfrauen, so bey St. Elisabeth (der Gemahlin des Landgrafen) waren, und hatte große Fröhligkeit und dankte dem frommen Ritter seiner großen und herrl. Mannlichkeit."

Daß die Ritterspiele zu den Lieblingsvergnügungen des Adels in dem Mittelalter gehörten, kann man schon aus ihrer Uebereinstimmung mit den herrschenden Neigungen desselben, sehr leicht vermuthen. Auch mußte der Hang zu diesen Lustbarkeiten dadurch nicht wenig befördert werden daß Dichter und Geschichtschreiber ausgezeichnete Geschicklichkeit in den Turnieren zu den nothwendigen Eigenschaften eines Helden zählten. So wußte der Biograph Heinrich VII. von Luxenburg von diesem nichts Größeres zu sagen, als daß er von Jugend auf, den Turnieren in Ernst und Schimpf von einem Meere bis zum andern nachgereist sey, und sich überall Ehre dabey erworben hätte [1].

1) s. Schmids Geschichte der Deutschen Th. 4. S. 424. — Das Turnieren zu

Vorzüglich unterschieden sich diese Lustbarkeiten durch zwey Eigenthümlichkeiten von den meisten Vergnügungen der damaligen und gegenwärtigen Zeit. Sie hatten zugleich den Zweck eine Sittenschule für die ersten Stände der Nation zu seyn. Es wurde nehmlich nach den Gesetzen nicht nur ein jeder von den Turnieren ausgeschlossen, der ein gröberes Verbrechen begangen hatte, sondern auch alle diejenigen, die ihr gegebenes Wort gebrochen, andere Ritter verleumdet, gegen Frauen sich vergangen oder Geringere hart behandelt hatten. Ließ sich dessen ungeachtet eine solche Person in dem Turniere blicken, so bestrafte man ihre Unbesonnenheit durch Schläge und Stöße, um ihr in Zukunft Achtung gegen die Rittergesetze einzuflößen. Mit Recht bemerkt hierbey einer unsrer größten Ge-

Ernst unterschied sich dadurch von dem Turniren in Schimpf oder Scherz, daß dabey beyde Theile scharfe oder doch spizzige Lanzen führten, und mit nichts als ihren Schildern gedeckt waren.

schichtsforscher [1]), daß bey dem damaligen Zustande von Deutschland nur wenig Umstände auf die Cultur des Adels, so stark gewirkt haben mögen, als dieser; und in der That muß man die Politik unsrer Vorfahren loben, die auf eine so feine Art Nutzen mit Vergnügen zu verbinden wußten. Auch wurde mittelbar die Cultur der Nation durch dieses Vergnügen befördert, indem es nicht nur ein geselligeres Betragen gegen das andre Geschlecht veranlaßte, sondern auch einen lebhaften Wetteifer in großmüthigen Gesinnungen und Handlungen. So wollte man auf einem Turniere zu Augsburg dem Herzog Wilhelm von Bayern den Dank überreichen, allein er schlug ihn mit den Worten aus: Nein, der Dank gebührt der schwarzen Kuh, (so nennte er einen Herrn von Rem, der einen schwarzen Stier im Wappen führte) denn sie hat ihn wohl redlich verdient [2]). So wohltä-

1) Schmid a. a. O. S. 428.

2) Stetten a. a. O. S. 45.

tig der Einfluß der Turniere in dieser Rücksicht war; so wurden doch die Vortheile, die hieraus entsprangen, einigermaßen durch die zweyte Eigenthümlichkeit gemindert, daß sie nehmlich sehr oft mit tragischen Auftritten verbunden waren, und das Leben von manchem tapfern Ritter kostete. Besonders ging es in Sachsen hierbey so scharf zu, daß in einem Jahre sechzehn Ritter auf dem Platze blieben. Aus diesem Grunde setzte sich auch der Pabst mit Eifer dagegen, und verbot diejenigen nach Kirchengebrauch zu begraben, die dabey umgekommen waren [1]). Auch zeigt uns die Meißnische Geschichte ein Beyspiel, wie viele Schwierigkeiten es kostete, eine Dispensation von diesem Verbote zu erhalten. Als nehmlich 1175 ein Sohn des Markgrafen Dietrich von Meißen, in einem Turnier getödtet worden, so konnten

1) Daher man auch in den Dekretalen Gregor IX. einen besondern Titel von den Turnieren findet.

dessen Väter, Brüder und Freunde, die Entbindung von dem Kirchenbanne nicht eher erhalten, bis sie sich durch einen Eidschwur verpflichteten, in Zukunft kein Turnier mehr zu halten [1]).

Ungeachtet der Bemühungen des Pabstes, den Turnieren entgegen zu arbeiten, wurden sie doch bisweilen von der Geistlichkeit selbst besucht und veranstaltet [2]), und erhielten sich doch bis in das 16te Jahrhundert, wo sie allmählig wegen der veränderten Art Krieg zu führen aufhörten, obgleich bisweilen ihr An-

1) Chron. Montis Sereni ad A. 1175.

2) z. B. von dem Erzbischof Diedrich von Maynz 1480 der sich bey dem Pabst Sixtus damit entschuldigte, daß diese Zusammenkünfte nicht deswegen gehalten würden, um einander nach dem Leben zu streben, oder groß zu thun, sondern damit Verbrecher durch Ausschliesung von den Turnieren gebessert würden, welches auch viele zum Weg der Tugend zurück gebracht hatte. Schmid a. a. O. Th. 4. S. 426.

denken an den Höfen durch die sogenannten Carousſels oder Ringelrennen erneuert wurde [1]).

Obgleich die Turniere in der Regel blos unter dem Adel vorkamen, so findet man doch bisweilen ähnliche Belustigungen auch unter dem Bürger und Bauerstande. So erzählen uns z. B. die Annalen von Leipzig, daß ähnliche Lustbarkeiten unter den vornehmern Jünglingen des Bürgerstandes zur Fastnachtszeit wären veranstaltet worden [2]), und noch 1585 hielten die Bauern des Amts Capellendorf, altem Brauch nach, ein Stechen zu Roß mit vielen Feierlichkeiten [3]).

So wie die Kriegsverfassung des Mittelalters die Turniere veranlaßte, so verdankten ihr unter dem Bürgerstande die Vogel- und Scheibenschießen ihren Ursprung, die besonders seit dem 13ten und

1) ſ. Cramer de juribus nobilitatis avitae p. 351.

2) Peiferi Lipſia p. 254.

3) Schubart l. c. p. 35.

14ten Jahrhunderte aufkamen, zu welcher Zeit man anfing, die Bürger im Nationalkriege als Infanterie zu gebrauchen, und diese überdieß durch den unruhigen Geist des benachbarten Adels, sehr oft zu Fehden genöthigt wurden, die sich nicht selten zum Nachtheil des letztern endigten. Anfangs wurden diese Uebungen blos mit Armbrust und Bogen gehalten, seit dem 15ten Jahrhunderte aber wurden die Büchsenschießen gewöhnlicher [1]). Der Zusammenfluß von Menschen dabey war sehr beträchtlich, und bisweilen nahmen selbst Fürsten, die mit den Städten in gutem Vernehmen standen, Antheil an diesen Lustbarkeiten [2]). In den neuern Zeiten hat sich zwar ihr Zweck eben so gut, wie bey den Turnieren verloren, allein dessen ungeachtet haben sie sich

1) So wurde zu Augsburg das erste Büchsenschiessen 1430 gehalten s. Stetten a. a. O. S. 56.

2) So waren bisweilen gleichfalls zu Augsburg die Herzoge von Bayern und 500 — 900 andere Schützen aus der Nachbarschaft gegenwärtig.

in den meisten Städten, wahrscheinlich wegen der engen Verbindung der vom Kaiser oder Landesherrn bestätigten Schützengesellschaft erhalten, wenn sie gleich von ihrem ehemaligen Glanze sehr viel verloren haben. Endlich scheinen auch die feierlichen Aufzüge der Handwerker, die sich bis auf den heutigen Tag hin und wieder erhalten haben, aus dem kriegerischen Geiste abgeleitet werden zu müssen, der ehedem den Bürgerstand und unter diesem vorzüglich die Zünfte der Handwerker beseelte.

Zu den eigenthümlichen Lustbarkeiten des Mittelalters gehören ferner die geistlichen Mummereyen und Possenspiele, welche durch den Aberglaubrn und den sinnlichen Gottesdienst der damaligen Zeit veranlaßt wurden, und sich dadurch von den schon oben erwähnten geistlichen Schauspielen unterschieden, daß sie in keiner zusammenhängenden Handlung bestanden, die von einzelnen Personen dramatisch dargestellt wurde, sondern in bloßen lächerlichen Ceremonien, an welchen ein großer

Theil des Volks Antheil nahm. Die abgeschmacktesten unter allen waren die Narrenfeste, die gewöhnlich um Weihnachten oder Neujahr gefeiert wurden. An diesen wurden Knaben [1]) oder Bediente der Kirchen und Klöster zu Bischöffen und Aebten erwählt, und bekleidet mit allen Insignien der angenommenen Würde in die Kirche geführt, wo sie alle heilige Handlungen der Person verrichteten, die sie vorstellen sollten, und zuletzt selbst den Segen ertheilten. Ihre Begleiter waren entweder mit Masken bedeckt, oder mit allerley Farben bestrichen, und tanzten während der Zeit, daß der angebliche Bischof oder Abt jene Handlungen nachäffte, die frechsten Tänze, sangen die unzüchtigsten Lieder, spielten auf dem Altar mit Würfeln, aßen Leckereyen, und warfen schmutzige Dinge in das Rauchfaß. Wenn man aus der Kirche zurückkehrte, so tanzte und schrie man immer fort, und biswei-

1) Daher werden diese Feste von dem Chron. Montis Sereni ad A. 1137 ludi puerorum genannt.

len entkleideten sich Personen, die sich in dem rasenden Zug mit einmischten, auf öffentlicher Straße. Sehr oft setzte man den Bischof oder Abt auf einen elenden Karren, von welchem man auf die Vorübergehenden Steine oder Koth hinabwarf [1]). An manchen Orten wurden diese Feste schon frühzeitig wegen der großen Unordnungen, mit welchen sie verbunden waren, eingeschränkt oder ganz abgeschafft. So verordnete die Salzburger Kirchenversammlung 1274, daß Niemand, der älter wäre als 16 Jahr, Antheil daran nehmen sollte, und 1346 wurden sie zu Regensburg ganz aufgehoben, als ein gewisser Konrad von Braunow dabey getödtet worden war [2]). In den meisten Ländern aber dauerten sie bis in das 15te und 16te Jahrhundert. — Eben so ruch-

1) Eine umständliche Beschreibung hiervon findet man in den Memoires pour servir a l'histoire de la fete des foux par Mr. du Tilliot. (Lausanne 1741) und beym Meiners a. a. O. B. 2. S. 246.

2) Haltaus Calendarium p. 147.

los war das Eselsfest [1]), an welchem man einen prächtig geschmückten Esel in die Kirche führte, einen Lobgesang auf dieses Thier absang, und der Priester am Ende der Ceremonie dreymal wie ein Esel schrie, worauf das Volk mit einem ähnlichen Geschrey antwortete. Den nehmlichen Ursprung hatten auch die Mumereyen, die noch bis in dieses Jahrhundert mit dem heiligen Christ getrieben wurden [2]). Einige Zeit vor Weihnachten liefen vermummte Personen mit Schellen herum, welche sich für des heiligen Christs Knecht, St. Martin oder Niklas ausgaben, die Kinder erschreckten, zum Beten ermunterten und mit etwas wenigem beschenkten. An dem Weihnachtsfeste selbst führte man hierauf den heiligen Christ auf mit Krone und Szepter, begleitet von Engeln, Aposteln und einigen bösen Geistern. Diese

1) Meiners a. a. O. S. 250

2) s. Flögel a. a. O. Th. 4. S. 9 wo auch bemerkt wird, daß noch jetzt ähnliche Mumereyen in Schlesien getrieben werden.

Gesellschaft führte man nun vor die Kinder, worauf der Erzböswicht der Knecht Rupert eine lange Klage gegen sie anfing, der heilige Christ aber sich heftig darüber entrüstete, bis er endlich durch die Fürbitte der Engel besänftigt unter manchen guten Vermahnungen bescheeren ließ.

Außer diesen bekannten geistlichen Possenspielen, welche ehedem in den meisten Gegenden Deutschlands und zum Theil auch in andern Staaten üblich waren, gab es noch viele, die sich blos auf besondre Sitten und Gebräuche gründeten. So war es z. B. zu Hoya gewöhnlich, daß zu Pfingsten die Männer in Weiberkleidung lächerliche Prozessionen hielten [1]). In Halberstadt wurde an der Aschermittewoche Adam feierlich aus der Domkirche ausgetrieben, und noch jetzt wird daselbst ein runder, an einer Mauer befestigter Stein gezeigt, wo er sitzen mußte, ehe er aus der Kirche getrieben, und wenn er wieder auf-

1) Magnum Chronicon Belgicum in Pistorii Script. T. 3. p. 256.

genommen wurde [1]). An manchen Orten, besonders in Schlesien, wurde ehedem am Sonntag Lätare das sogenannte Todtaustreiben gefeiert, wo man ein, von alten Lumpen zusammengesetztes Götzenbild nebst grünen Tannenbäumen mit dazu passenden Gesängen in den Straßen herumtrug und hernach ins Wasser warf. Dieses geschah zum Andenken des von dem Fürsten Micislaus im 10ten Jahrhunderte abgeschafften Heidenthums, indem derselbe die Götzenbilder auf Stangen herum tragen und in das Wasser werfen oder verbrennen ließ [2]). Noch jetzt soll von diesem alten Gebrauch hin und wieder das Her-

1) Ioh. Andr. Schmid de Adamo Halberstadiensi in die cinerum ex ecclesia ejecto Helmst. 1702.

2) Auch aus dem Heydenthume selbst sollen sich einige Lustbarkeiten herschreiben, die in dem Mittelalter besonders zu Pfingsten und am Johannistage gefeiert werden und von welchen einige, unter andern das Johannisfeuer bis auf den heutigen Tag übrig sind. s. Cosmas Pragensis beym Plenipen T. I. p. 2074. und Worbes Ar-

umlaufen der Kinder mit geputzten Tannenbäumen oder das Gehen zum Sommer, welches eine Betteley ist, übrig seyn [1]),

Zu den eigenthümlichen Lustbarkeiten des Mittelalters zähle ich ferner die dichterischen Wettkämpfe, welche durch den allgemeinen Nationalhang zur Dichtkunst in der Hohenstaufischen Periode veranlaßt wurden. Letzterer scheint bey dem ersten Anblick wegen der Rohheit des damaligen Zeitalters eine sonderbare Erscheinung zu seyn, allein das Auffallende verschwindet, wenn man folgende von einem neuern Schriftsteller [2]) vortreflich entwickelte Ursachen in Erwägung zieht. „Die erhabenen Begriffe von der Würde und dem Werthe des Ritterstandes, der schon mit

chiv für die Geschichte Schlesiens, der Lausitz und Meisen (Sorau 1796. 8.)

1) Flögel a. a. O. Th. 4. S. 10.

2) Eichhorns allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur des neuen Europa S. 72.

der Muttermilch von dem Adel eingesogen wurden; der religiöse Ernst bey allen Ceremonien desselben, der jeder Kleinigkeit ein wichtiges und hohes Ansehen gab, durchwachte lange Nächte, unter Beten und Fasten und beym Mond- und Lampenscheine in der Kirche einsam zugebracht; die Ehrerbietung gegen jeden, der Gut und Blut für Bedrängte, Staat und Kirche willig geopfert hatte, die Verschlossenheit des weiblichen Geschlechts hinter Wällen und Thürmen abgelegener Schlösser; die häufige Entfernung von dem Fräulein, aus dessen Händen der Ritter einen Dank oder andere Gunstbezeugungen erhalten hatte, und dem er nun auf seinen weiten Fahrten nur als einer Dame der Gedanken huldigen konnte; der Wechsel der Abentheuer, welche er zu bestehen hatte, des Himmels unter dem er kriegte, der Gegenden die er durchzog, der Menschen die er sah — Dieses alles und noch vieles andere, was vom Zufall abhing, wirkte, nährte, spannte und beflügelte die Imagination des Ritters. — Eine poetische

Epidemie ergriff auf einmal ganz Europa. Alle Welt reimte: Ritter, Knappen und Edelknaben, Mönche und Studenten, Luftspringer und Musikanten. Man verfertigte lyrische und moralische Gesänge, man reimte wahre und erdichtete Begebenheiten, Chroniken und Leben der Heiligen, lustige Schwänke und Gebete an die Mutter Gottes. —" Die poetischen Turniere aber die aus diesem allgemeinen Hange zur Dichtkunst entsprangen, bestanden darinne, daß mehrere Dichter, besonders an den Höfen versuchten, wer am besten aus dem Stegreife reimen konnte. Unter allen diesen poetischen Uebungen ist der sogenannte Krieg auf der Wartburg am berühmtesten, der von einem der größten Gönner der Dichtkunst dem Landgrafen Hermann in Thüringen, zwischen dem Heinrich von Afterdingen und 5 andern der berühmtesten Minnesänger der damaligen Zeit veranstaltet wurde. Jener lobte in seinen Gesängen den Herzog von Oestreich und verglich ihn mit der Sonne, diese suchten ihn durch ihre Vergleichung des

Landgrafen mit dem Tage zu übertreffen. Die Würfel sollten den Werth beyder Vergleichungen entscheiden, und als sich das Glück gegen Heinrichen erklärte, so hätte er beynahe nicht nur seine Dichterehre, sondern auch sein Leben eingebüßt, wenn sich nicht die Landgräfin seiner angenommen hätte. Man verglich sich hierauf, den Streit durch den Ausspruch eines berühmten Gelehrten Klingsohr entscheiden zu lassen, der deswegen für Heinrichen sprach, weil der Tag erst durch die Sonne entstünde [1]).

Als das Ansehen der Dichter anfing an den Höfen zu sinken, so kamen die Hofnarren auf, welche theils aus der allgemeinen Neigung des Zeitalters zu platten und pöbelhaften Scherz, theils aus dem Mangel anderer anständiger Lustbarkeiten entstanden. Am häufigsten findet man sie von dem 15ten bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts; und schon auf dem Reichstage zu Augsburg 1500

1) Man vergl. hierüber Grabner de bello Wartburgico Dresd. 1743.

sahe man sich genöthiget, wegen derjenigen Personen, die Narrheit annehmen wollten, die Verfügung zu treffen, daß ihre Dienstherren sie anhalten sollten, andere Leute unbesucht und unbelästigt zu lassen [1]). So pöbelhaft auch ihr Scherz gewöhnlich war, so findet man doch, daß sich einige derselben nicht nur durch ihre Aufrichtigkeit und Treue gegen ihren Herrn, sondern wirklich auch durch naive und witzige Einfälle auszeichneten. Einer der berühmtesten und klügsten unter ihnen war Kunz von der Rosen [2]), der Maximilian I. aus seiner Gefangenschaft in Brügge mit eigner Lebensgefahr zu retten suchte, und nicht selten feine Satyren auf das Betragen seiner Zeitgenossen machte. So sagte er unter andern, daß er über 200 Jahr alt sey, weil er zwey auf hundert Jahr geschlossene Friedensschlüsse überlebt hatte. Als er ferner mit einigen

1) Schmid Th. 4 S. 499.

2) s. Flögels Geschichte der Hofnarren S. 195.

Fürsten in Gegenwart des Kaisers in der Karte spielte und zwey Könige bekam, fragte er sie, ob derjenige das Spiel gewönne, welcher drey Könige in der Hand hätte? und als sie dieses bejahten, zeigte er ihnen seine zwey Könige ergriff den Kaiser bey dem Arm, und sagte: hier ist der dritte König, wobey er zugleich das Geld einstrich, und zu dem Kaiser sagte: siehe Max für einen solchen Kartenkönig halten dich deine Fürsten. — Der Geschmack an den Hofnarren dauerte an einigen Höfen bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, nur haben die meisten derselben in den neuern Zeiten, als z. B. der bekannte Gundling, die Stelle bekleidet, ohne die Kappe zu tragen. Außerdem daß man sich ehedem der Narren an den Höfen bediente, gebrauchte man sie auch bey allen öffentlichen Lustbarkeiten, als z. B. bey Turnieren [1]), Vogelschießen und öffentlichen Aufzügen. Spuren von dieser Sitte haben sich bis auf den heutigen Tag

1) Stetten a. a. N. S. 54.

an einigen Orten erhalten. So soll noch immer bey dem Silberschießen zu Nürnberg ein Pritschenmeister gegenwärtig seyn, der einen Rock von weissen und rothen Streifen trägt, weisse und rothe Strümpfe, und einen weissen und rothen Schuh [1]). Ferner wird ebendaselbst bey den Hochzeiten ein sogenannter Spruchsprecher gebraucht, der vom Magistrat bestätigt wird, und die Gäste um Geld und einen guten Trunk durch Verse aus dem Stegreif belustigt [2]). Auch soll vor einiger Zeit in Lübeck ein Streit entstanden seyn, als der dasige Magistrat den bisher bey den Schützengesellschaften angestellten Narren dadurch abschaffen wollte, daß er dessen Betteley verbot, womit er sich bis-

1) Flögels Geschichte der Komischen Litteratur Th. 1. S. 526.

2) Flögel a. a. O. Dergleichen Spruchspruchsprecher werden schon in der Polizeyordnung von 1548 §. 30. erwähnt, indem hier alles leichtfertige Volk, das sich auf Singen und Spruchgeben legt, und darin den geistlichen und weltlichen Stand antastet, verboten wird.

her erhalten hatte. Noch findet man eine der seltsamsten Gewohnheiten zu Groß-elfingen in dem Fürstenthum Hechingen. Hier wird nehmlich jährlich ein sogenanntes Narrengericht gehalten, wobey die Einwohner wie Harlekine erscheinen, und die Freiheit haben, einem jeden, der an diesem Tage in ihren Bezirk kommt, eine Strafe aufzulegen und die Wahrheit zu sagen [1]).

Noch ist uns der letzte Gesichtspunkt übrig, aus welchem eine Vergleichung der Lustbarkeiten des Mittelalters mit den gegenwärtigen möglich ist, und der den, mit ihnen verknüpften Aufwand betrifft. Dieser wurde nun zwar dadurch nicht wenig vermindert, daß die meisten kostspieligen Lustbarkeiten nur bey außerordentlichen Gelegenheiten gehalten wurden. Auf der andern Seite aber waren eben diese außerordentlichen Lustbarkeiten, besonders unter den höhern Ständen mit

1) Flögels Geschichte der Hofnarren S. 77.

einem solchen Luxus verbunden, der den unsrigen noch übertraf, und nicht selten das Verderben fürstlicher und adlicher Familien nach sich zog. Dieser Aufwand entsprang nicht blos aus der Menge von Gästen, Speisen und Getränken, sondern auch, besonders gegen Ende des Mittelalters aus der Kostbarkeit der Kleidung, durch welche sich der Adel gegenseitig zu übertreffen suchte. Meistens bestanden die langen Prachtmäntel und die kürzern Waffenröcke, die er bey dergleichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, entweder aus Gold- oder Silberstoff oder Scharlach, Sammet und Silberzeugen. Auch waren diese Kleidungen gewöhnlich mit Perlen gestickt, und mit Edelsteinen besetzt, und mit dem kostbarsten Pelzwerke verbremt oder gefüttert 1). Um sich noch lebhafter von der Kostbarkeit der damaligen Kleidung zu überzeugen, darf man nur folgende naive Beschreibung einer gleichzeitigen Chronik von dem Beylager Herzog

1) Meiners a. a. O. B. 2. S. 179.

Georgens von Beyern unter der Regierung Kaiser Friedrich III. damit vergleichen [1]). „Die Braut (heißt es daselbst,) führte der Kaiser und Herzog Otto, und der Kaiser hett an ein roths gar kostenliches Stück, das war gülden, und hette einen Uiberschlag mit gar kostenlichen Pernlein gestickt, darinn versetzet gar viel kostenlicher Edelgestein von Dymant, Rubin, Schmaraken, Saffir und viel ander Edelgestein, und hette auch an den Hals hengen ein gar kostenliches Kreutz darinn versetzet war, viel gar kostlich Edelgestein, und führte die Königin (die Braut, die man die Königin nannte, weil sie eine königliche Prinzessinn war) bey der rechten Hand, und zu der linken Hand gieng Herzog Ott, und het an einen braunen kurzen Rock, das halb Theil des Rocks war aller gestickt mit Pernlein, dergleichen war die Kappen und die eine Hosen mit gar schönen Pernlein, auch darinn versetzet Edelge-

1) s. Herzog Georgens Beylagers Ceremoniel in Müllers Staatskabinet 2te Eröfnung C. 4. S. 370.

ſtein. Item die Braut hette an, einen roten Seyden Rock von gar guten Atlaß, und was von oben bis zu Ende ganz und gar Pernlein, die waren oben groß und ſchön, und war geſtickt von heydeniſchen Blumen, und in den Blumen ſtunden gar ſchöne Edelgeſteine, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Sitten und hette ein hoches Koller das war ganz geſtickt mit Pernlein. Auf den Haupt hette ſie eine koſtenliche Kron von gar koſtenlichen Heftlein, und inwendig der Krone auf dem Haar hette ſie einen breiten Borden von gar großen Pernlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch herfür ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen ſahe und hette auch ein koſtenliches Halsband und gieng aufgericht, und ſchluge doch die Augen ein wenig unter ſich, und iſt ſehr ein hübſch Menſch, und dazu gerad und ein liebliches Angeſicht, und ſieht gar frey mit ihren Augen. — Auf die nehmliche Art giengen auch die übrigen Fürſten entweder ganz in gulden Stük gekleydet, oder in Kleydern, die entweder

ganz oder zum Theil mit Pernlein gestickt waren.“

Wegen dieser Kostbarkeit der Kleidung sollte man vermuthen, daß die Moden weniger als in unsern Zeiten gewechselt hätten, allein nicht nur die gleichzeitigen Geschichtschreiber, sondern auch die Sammlungen von Zeichnungen der damaligen Trachten, die man noch hin und wieder, besonders in Bibliotheken findet, beweisen das Gegentheil [1]). Auch pflegten sich vornehme Frauenzimmer bey großen Lustbarkeiten nicht selten an einem Tage mehrmalen umzukleiden. So erzählt uns ein gewisser Spangenberg [2]) noch von seinen Zeiten: „Ists daß man einen Tanz, Kindtauf oder dergleichen Wohlleben hält, so darf sich manche von Adel wohl dreymal umkleiden, und solches etliche Tag an einander, jetzt deutsch, dann welsch, bald spanisch, dann ungarisch, zuletzt gar französisch.“

1) Meiners B. 2. S. 136.

2) im Adelsspiegel Th. 2. S. 453.

Mit dem größten Aufwandte waren die Turniere verbunden. Denn diejenigen, welche sie unternahmen, mußten oft Wochen hunderte von Fürsten und Herren mit ihrem Gefolge bewirthen, und die prächtigsten Gastmähler, Bälle, und andre Feierlichkeiten veranstalten. Die Ritter aber, welche die Turniere besuchten, wetteiferten mit einander, wer den andern an Pracht der Rüstung, Kleidung und des Pferdegeschirrs übertreffen konnte, auch wurde demjenigen, der sich in diesen Stücken auszeichnete, bisweilen ein besondrer Zierdank gereicht. Ueberdieß verursachten öfters die Preise selbst einen beträchtlichen Aufwand. So wird von dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erleuchten erzählt [1]), daß er bey einem Turnier zu Nordhaußen einen Baum errichten ließ, von ganz güldnen und silbernen Blättern, welche für die Sieger bestimmt waren. — In der Folge suchte man theils durch Verträge, theils durch

1) Horn Henricus illustris p. 247.

Gesetze den großen Aufwand bey Turnieren, besonders wegen der Kleidung Einhalt zu thun; unter andern machte der Adel der vordern Lande Franken, Schwaben, Baiern und Rheinstrom 1485 die Verordnung: „Daß die Frauen, die dem Turnier verwandt sind, keine mehr haben und zu dem Turnier gebrauchen sollen, denn drey oder vier Geschmück Röck, darunter soll auch kein gülden Stück oder ganz Perlen Röck seyn [1])."

Um den Aufwand der Lustbarkeiten des Mittelalters gehörig zu würdigen, muß man noch den Umstand in Erwägung ziehen, daß damals die Bedürfnisse besonders die Lebensmittel weit wohlfeiler gewesen zu seyn scheinen, als gegenwärtig. So findet man in einer alten Rechnung [2]) von 1490 daß damals ein Pfund Rindfleisch 2 Pfennige, ein Pfund Schwei-

1) Schmid a. a. O. Th. 4. S. 477.

2) in Kochs historischer Erzählung von der Wartburg (Leipz. und Eisenach 1710. 8.) S. 154.

nefleisch 4 Pfennige, und ein Pfund Hammelfleisch 3 Pfennige gekostet habe, und bey einem zu Speyer 1433 gehaltnen Turnier, verordnete der Magistrat, daß die Gastwirthe dem anwesenden Adel nicht mehr als 16 Pfennige für die Mahlzeit anrechnen sollten [1]).

So groß aber auch nach diesen Thatsachen der Unterschied zwischen den damaligen und gegenwärtigen Preißen der Dinge gewesen zu seyn scheint, so muß man sich doch daran erinnern, daß damals auch die Masse des circulirenden Geldes geringer war, als gegenwärtig, und daß daher in der That jener Unterschied mehr scheinbar als wirklich ist.

1) Lehmanns Speyersche Chronik B. VII. S. 90.

IV.

Sehnsucht nach der Heymath.

Digitized by Google

Sehnsucht nach der Heymath.

Emilie an ihre Mutter, die Amtmännin zu * * *

Den 28. Aug.

Wir sind gestern einen ganzen Tag auf dem Lande gewesen. Mit welcher Andacht habe ich den Lebensgeist in mich gesogen, der mich sonst durchströmte, mit welcher Andacht nach den letzten im Sonnenschein wankenden Garben geblickt, die der Fleiß der Schnitter noch übrig gelassen hatte. Die Vergangenheit füllte mein Herz, und meine Phantasie durchflog den weiten blauen Luftraum, und sah am Ende des Horizonts die blühenden Freuden meiner Jugend liegen.

Wäre nur auch hier nicht alles Manier und Manier! Auch zu ihren ländlichen Festen nimmt diese Klasse überall sich selbst mit hin! Das Landgut des Freundes, den der Graf besuchte, ist drey Stunden von der Stadt entfernt. Ich fuhr mit der Gräfin und den beiden Kleinen: die reine Morgenluft, der Blick in die weite Gegend, und das fröliche Blitzen des Thaues in der Morgensonne verfehlten ihre Würkung an ihrem Herzen nicht. Warum genießen wir das nicht öfterer? sagte sie. Kaum aber waren wir angekommen, so war die alte Manier wieder da. Wir brachten bis Mittag beynahe beym Frühstück zu, dann gieng der Besitzer aus, uns seine Anlagen zu zeigen. Anlagen! der rechte Name. Die Natur hat nichts dabey gethan. Eine Brücke, ein Haus, ein Tempelchen, nichts Großes, nichts wo man die Natur allein hätte sprechen lassen. Um sich selbst recht zu genießen, treten aus der Anlage überall des Besitzers und seiner Angehörigen werthe Namen hervor.

Ist es ein Wunder, liebe Mutter, daß unter diesen Umständen alle Erinnerungen in mir erwachten? Ich sah meine Fenster von dem Nußbaum und dem Weingeländer beschattet, oder auf der Abendseite mit der Aussicht auf unsern Garten und die Grasplätze, wo meine Brüder spielten. Die heiligen Stunden des sorgenfreysten Genusses standen vor meiner Seele. Ach, alle die Bildung, die ich seit den vier Jahren erlangte, dies Leben und Treiben in der sogenannten guten Gesellschaft, was ist sie gegen das Wallfahrten auf die Hügel mit meinen Gespielinnen, oder gegen das Vesperbrod im Walde am ersten warmen Frühlingstage?

Uebrigens wäre ich undankbar, die Güte nicht erkennen zu wollen, mit der ich behandelt werde. Ich bin mehr Freundin als Lehrerin in diesem Hause. Ich habe mir durch Sorgfalt und Fleiß die kleinen Achtsamkeiten zu eigen zu machen gesucht, wodurch man in diesen Zirkeln Wohlwollen erwirbt. Die Familie

ist nicht ohne Vorurtheile ihres Standes, aber diese haben keine menschliche Empfindung in ihr verdrängt, und der kleine Stolz — ich rede mit meiner Mutter — der kleine Stolz meiner Gebieterin kann sich nie gegen mich äußern, da ich nie die Abhängigkeit vergesse, in der ich gegen sie stehe.

Die größte Freude macht mir, daß meine Kleinen sich immer mehr ausbilden. Die älteste, von acht Jahren, hat besonders viel Gutmüthigkeit, die jüngste, von sechs Jahren, die recht hübsch wird, ist nicht ohne Eitelkeit, und ich suche dies Gefühl nicht sowohl zu ersticken als richtig zu leiten. Die älteste hat mehr Geschmack an weiblichen Arbeiten, die jüngste an Französisch und Clavier, worin ich sie, außer ihren Lehrern, nach meinen Kräften übe. Die Gräfin will, daß ich durchaus Französisch mit ihnen spreche und lese, und doch ist diese Sprache so wenig Sprache meines Herzens. Ich komme mir immer vor, als ob ich mich selbst dabey reden hörte, und das ist wohl

ein Zeichen, daß ich sie nicht mit Empfindung rede. Möchte ich nur nicht auch meine deutschen Bücher darüber vergessen! Senden Sie mir doch, liebe Mutter, recht bald wieder die Titel von einigen neuen und interessanten. Voßens Luise, zweite Auflage, und Matthisons neueste Gedichte habe ich mit Andacht gelesen.

Emilie an ihre Mutter.

Am 14. Sept.

Ja, liebe Mutter, gern wollte ich Ihren Wunsch befriedigen und Ihnen die Art und Weise unserer großen Welt recht lebendig malen, wenn sie nur Leben hätte. So sehr ich mich auch an diesen Ton gewöhnen muß, so ists immer als ob eine innere Stimme mir zuriefe: Vergiß deinen Adel nicht und rette dein Herz! Der Heiligenschein, der in der Ferne um die Götter der Erde strahlt, schwindet nur so oft in der Nähe und sie stehen entgöttert da. Am traurigsten ist, daß ihre ganze Lage und das was sie Betragen nennen, sie hindert

ihren Geist und Charakter recht frey zu entwickeln. Die Rücksicht, sich nicht zu kompromittiren, schwebt um sie wie ihr Genius, und schlägt die schönsten Empfindungen und die reichste Natur mit bleyernem Scepter nieder. Wie oft schmerzt es mich, wenn ich meinen Zöglingen verbieten soll, so laut zu lachen, wenn ich alle Kräfte nöthig habe, um selbst nicht auszubrechen, oder wenn ich auf der andern Seite Höflichkeitshalber bey irgend einer neuen Mode, bey irgend einem französischen Bonmot das „Excellent" mitrufen muß, wo ich alle Kräfte nöthig habe, um das Schiefe und Jämmerliche niemanden als mir insgeheim zu klagen.

Oft, wenn die Gräfin sich einer vertraulichen Herzensergießung gegen mich überläßt, pflegt sie wohl selbst über die erstaunlichen Rücksichten und den Zwang zu klagen, der ihre Lebensfreuden umgiebt. Es ist aber nicht zu ändern, setzt sie dann hinzu, wir sind einmal daran gebunden: und damit hat sie die Schuld von ihrer

Seele ab- und dem Schicksal zugewälzt, unter dessen Herrschaft die Großen, wie sie wohl glaubt, vor allen andern stehen.

Da es indessen in einem so großen Hause als der Graf macht, auch nicht an interessanten Menschen fehlen kann, so unterläßt sie nie, wenn sich eine vorzüglich glückliche Erscheinung der Art getroffen hat, mir von daher das Glück des Stadtlebens und der großen Zirkel anzupreisen. Ich freue mich dabey mehr über die Ursache als über den Endzweck. Ach! sie fühlt es wohl, wie mitten in ihren Zirkeln mein Geist oft zerstreut an andern Bildern hängt, und mitten im Genusse den wahren Genuß nur in der Heymath sucht. Sie ist mit mir zufrieden, sie glaubt, daß ihre Kinder unter meiner Behandlung gewinnen, und so ergreift sie jedes Mittel, mich an die Stadt zu fesseln. Ach! geschähe es nicht, um einem geliebten Hause von sechs Kindern nicht lästig zu seyn, was, was könnte mich fesseln?

Beynahe sollte ich glauben, sie sey noch auf ein anderes Mittel gefallen, mich mit sich zu verbinden. Ein junger Assessor in der Regierung, ein Bürgerlicher, aber dem Grafen von einem seiner Freunde sehr genau empfohlen, speist oft, und en famille, in unserm Hause. Die Gelegenheit mich öfters zu sehen, macht, daß er besonders schön mit mir thut und mir manche Aufmerksamkeiten erweist. Er spricht sehr fertig Französisch und ist nicht ohne Witz, spricht übrigens über alle Gegenstände, über Kunst u. s. w. mit unglaublicher Zuversicht ab, redet sehr viel von den Vortheilen der Residenz und von der Provinz, nimmt bey Kollegialangelegenheiten ein wichtiges und geheimnißvolles Protektionsair an und lebt dabey in der seligsten Selbstzufriedenheit, die nur der Himmel einem seiner Gläubigen bescheren kann. Für mich hat er immer ein „artig“ oder „superbe“ oder „excellent“ bereit, das dann mit leisem Lispeln seinen Lippen entschwebt, aber nie habe ich ihn mit Innigkeit von den

großen Gegenständen der Natur oder der Kunst ergriffen, nie eine Thräne der Liebe oder der Wehmuth in seinem Auge gesehn. Die Gräfin weis uns immer auf gute Art an einander zu bringen und schlichtet dann durch irgend ein freundliches beziehungsvolles Wort den wachsenden Streit. Wahrscheinlich hat sie das alles sehr gut kombinirt. Er, ein junger Mann von Stande, wohlhabend, von feinem Ton, mit allen Aussichten sein Glück zu machen — ich — vom Lande, ohne Vermögen, abhängig von ihrer Gnade, was könnte für mich glücklicher seyn als eine solche Verbindung? Und doch — er ist weder fähig Liebe zu geben noch Liebe zu verstehen, und so zerreiß' ich die Rechnung.

Am 14. Okt.

Was ich befürchtete, liebste Mutter, ist nur zu bald eingetroffen. Die Gräfin saß jüngst mit mir vertraulich am Theetisch, niemand war zugegen. Sie kam auf die Liebe ihrer Kinder zu sprechen, wie sie an mich attachirt seyen, und wie sie

wünſche, daß das nur immer ſo dauern könnte. „Aber ich fürchte, ſetzte ſie hinzu, unſre gute Emilie wird uns einmal entführt werden, ehe wir es uns vermuthen.“ Ich fragte um die Urſache. „Wie könnte man verlangen, daß ein ſo hübſches Mädchen — ich ſchreibe ihre Worte nieder — nicht auf ihre Verſorgung bedacht ſeyn ſollte? Wenn ſich nur beides vereinigen ließe!“ Ein Wort gab das andre, ſie ſprach von dem Aſſeſſor, daß er ein gemachter Mann ſey, daß er wirklich reelle Abſichten gegen mich zu haben ſchiene, und daß eine Verbindung der Art ihr und ihrem Gemahl äußerſt willkommen ſeyn würde, weil wir dann in ihrem Hauſe wohnen und ich ſo die Erziehung ihrer Töchter bis zu ihrer völligen Ausbildung über mich haben könnte. Ich küßte ihre Hand mit einer Miſchung von Hochachtung und Wehmuth. Wie gern hätte ich ihr ſagen mögen, daß der Aſſeſſor kein Mann für mich ſey, daß er mir keinen andern Charakter als den Charakter ſeines Standes zu haben ſcheine, daß ich

mir überhaupt nur als Fremdling in diesem ganzen Verhältnissen vorkomme und daß ich nicht glauben könne, nicht wünschen könne, für immer dazu zu gehören. Und doch, doch, je länger ich so lebe, je mehr scheint sich nach und nach mein Gefühl für die seligsten Träume meines Lebens abzustumpfen, je einheimischer scheine ich mir in diesem kalten Boden zu werden. Die Melodie, die sonst wie eine Geisterstimme aus der Ferne zu mir herüberschallte, verhallt nach und nach vor meinen Ohren, ich höre sie nur leiser und leiser, es ist als ziehe die Musik bey mir vorüber, wie bey einer Ungeweihten, deren Ohren nicht mehr werth seyen, das Himmlische zu hören.

Emilie an ihre Mutter.

Am 1. Nov.

Welches neue Leben ist für mich aufgegangen! Wie habe ich auf einmal wieder aus dem Nebel der Stadt in die ganze reiche Landschaft meiner Freuden geblickt!

Unser Nachbar, der junge C** ist in Geschäften seines Herrn in geradem Fluge von Waldau hieher gekommen, hat mir Ihre Briefe überbracht, und mich durch alle seine Erzählungen, durch sein ganzes Thun und Dichten geradesweges wieder in meine Heymath geführt. Wie hat er sich aber auch ausgebildet! Wie warm und innig sind seine Schilderungen! O er verdient es, an dem Busen der Natur zu liegen und den ewigen Frieden zu geniessen, der über unsern Thälern schwebt.

Ich komme als Pilger aus der Heymath, fieng er an. Ihre Eltern grüßen Sie und Ihre Geschwister neigen sich alle vor Ihnen als vor dem Oberhaupte der Familie. Es geht ihnen nichts ab, als das Vergnügen ihre Schwester zu sehen. Sie können denken, was er mir alles erzählen mußte, wie ich mit ihm vor jedem Plätzchen vorbeystreifte, das irgend eine Scene der Liebe und des häuslichen Glükkes bezeichnet hatte. Er mußte würklich eine Art Verhör aushalten, erst von Ihnen und unsrer Familie, dann von allen

meinen Freundinnen ein Paar Meilen in der Runde, endlich von unserm Garten und meinen eignen kleinen Anlagen. Er hat mir eine Menge Zeichnungen davon mitgebracht, die schönste hatte er mir bis zuletzt aufgehoben. „Sie werden Ihre kleine Anhöhe mit der lieblichen Aussicht, sagte er, jezt sehr verschönert finden, Ihre Freundinnen L** und C** haben sie bepflanzt, mit Immergrün bekleidet und einen kleinen Tempel mit der Aufschrift: Der Freundschaft, darauf erbaut —“ und in dem Augenblicke gab er mir die Zeichnung davon, das Bild der schönsten Verschwisterung von mir und der Freundschaft. Sagen Sie beiden, daß, wenn ich hier ein Stück Landes hätte, ich jeder von ihnen einen Altar errichten würde, daß ich so aber ihnen keinen errichten könnte, als in meinem Herzen.

Da ich übrigens unsern Freund ehrenhalber im Hause des Grafen habe einführen müssen, so giebt es keine komischern Contraste, als die er und der Aßessor bilden. Wenn unser C** mit vollem

warmen Herzen über dieses und jenes Produkt, diese und jene Einrichtung unserer Provinz spricht, so entscheidet allemal am Ende der Aßessor, nach langem Zuhören, mit einem theoretischen Allgemeinsatze, ob das gut sey oder wie es besser seyn könne, und wenn ihn jener etwa noch fassen will, so springt er schnell mit einem Air, als ob ihn das Gespräch ermüde, zu einer andern Materie über. Auch hat mich C** in der Fülle seines Herzens versichert, daß ihm der Mensch unausstehlich sey, und daß er es nur dem Grafen und mir zu Liebe thue, wenn er ihm keine Sottisen sage.

Trotz seines lauten Wesens gefällt er doch in unserm Hause, und die Gräfin sagte, sie wünsche wohl das Land zu sehen, das zwey so gute Menschen so interessire.

Den 13. Nov.

Morgen reist C** ab, seine Geschäfte sind geendigt, und ich kann ihn mit einer schönen Bothschaft entlassen. Die Grä-

ſin war ſo heiter als er Abſchied nahm, ich benuzte die gute Stunde und hielt um die Erlaubniß an, Sie künftiges Frühjahr beſuchen zu dürfen. Sie hat ſie mir gewährt und ſeitdem werde ich Tage und Stunden zählen.

Wir haben geſtern noch den lezten Spaziergang zuſammen gemacht. Wir waren im fürſtlichen Garten, ſprachen von Ihnen und waren voll Ihres Lobes. Auf einmal ließ er ſich zwey Kränze von Spätblumen geben, und wie wir auf dem Rückwege über den Felſenweg nach Hauſe gehen, nahm er die Kränze, hing ſie an eine der vorſtehenden Felſenſpitzen und ſchrieb auf den Schiefer mit großen Buchſtaben den Namen Amalia. Wahrſcheinlich, ſagte er, wird der Sturm bald mein Opfer zerſtören, aber weh dem, der eine gute That unterläßt, weil der Zufall ſie zerſtören kann!

Ich habe kaum Zeit dieſen Brief zu ſchließen. Tauſend Grüſſe von Ihrer Verlaſſenen.

Emilie an ihre Mutter.

Am 20 Febr..

So war ich denn bestimmt, keine Freude mehr schmecken zu sollen! So war denn der Abschied von Waldau der Abschied von allen meinen Lebensfreuden! Indem ich heute in dem Kalender blättre, und noch die Tage zähle, die mir bis zu meinem Besuche nach Waldau fehlen, erhalte ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Das war freylich nothwendig, da ich einmal unter den herzlosen Menschen so fortwandeln soll, mir auch die Ahndung des Bessern zu entreissen, und einen schwarzen Vorhang über alles zu ziehen, wohin ich mich unterstand, jezuweilen mit Sehnsucht und Liebe zu blicken.

Nie bin ich so ganz ohne Vorgefühl meines Schicksals gewesen. An eben dem Abende, da mein Vater starb, war ich bey uns in einer Spiel- an dem Tage, da er begraben ward, bey einer Tanzge-

sellschaft. In keinem der glänzenden Spiegel dieser Tage hatte ich das Bildniß meines sterbenden Vaters gesehen.

Ich beklage nicht Sie, liebe Mutter, Sie sind unter fünf Kindern, die Sie lieben: ich beklage nur mich, denn mein Loos ist nun unwiderruflich geworfen. Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Aufforderung: „ich solle zu Ihnen kommen, ich solle bey Ihnen bleiben, wenn ich Lust habe," für mehr als mütterliche Linderung meines Schmerzes aufnehme, das Gefühl meiner Pflicht steht viel zu viel vor mir, als daß ich je davon Gebrauch machen könnte. Nein! der, der mir sterbend seine Familie empfahl, soll sich nicht in mir geirrt haben, die Anweisung, die er mir gab, an Euch, Brüder und Schwestern, meine Schulden zu bezahlen, soll mir heilig seyn. Unsre Lage ist nicht so glänzend daß Ihnen bey fünf Kindern nicht noch Unterstützung willkommen seyn könnte. Meine Ausbildung hat Ihnen das meiste gekostet: ich kann jezt

wiederbezahlen und ich muß wiederbezahlen.

Ich sehe die Verbindung mit dem gräflichen Hause von nun an für fest geschlossen, für immer dauernd an. Meine Lage ist gut, ich kann manches erübrigen, und so habe ich der Gräfin das feyerliche Versprechen gethan, ihre Kinder bis zu ihrer völligen Ausbildung nicht zu verlassen. Sie hat es angenommen, und dabey wieder einige Worte über den Assessor eingemischt. Ich habe ihr gesagt, daß ich mich ganz in ihre Hände gebe, daß ich ihr in Zukunft angehöre, und daß ich in nichts dem zuwider seyn werde was sie zu meinem Glücke thun wolle. Die Erlaubniß, Sie dieses Frühjahr erst noch einige Wochen besuchen zu dürfen, hat sie mir ohne Umstände verwilligt.

Wundern Sie sich nicht über meinen Entschluß, liebe Mutter: er ist fest, er ist gut, denn er hat mir Selbstzufriedenheit gegeben. Nun da ich weis, daß ich der Stadt auf immer angehöre, werde ich

über mich selbst mehr wachen, mich von manchen Wünschen entwöhnen, auch wohl über manches anders urtheilen lernen. Meine kleine Wirthschaft hinterlasse ich der zweiten von meinen Schwestern. Habe ich auch manchen Tag im drückenden Einerley der Konvenienz verlebt: der Abend ist mein, dann umringen mich die Bilder der Vergangenheit, die geliebten Schatten steigen vor mir auf, ich schwebe träumend zwischen Nacht und Erinnerung, und wenn ich erwache, hat mich mein Bewußtseyn gesegnet.

Am 28. Febr.

Die Gräfin hat mir heute ausdrücklich gesagt, daß ich nicht eher nach Waldau reisen würde, bis sie mir es erlaubte, und auch mit dem Assessor eher kein Wort reden würde. In so gebietendem Ton hat sie sonst nicht gesprochen. Es scheint, sie fängt an aus meiner Lage Vortheil zu ziehen: sie fühlt wohl, daß sie mich iezt doppelt in ihrer Gewalt hat.

Die Gräfin von * * an den Grafen von * *

W** den 28. Febr.

Die alte Freundschaft, Herr Graf, die zwischen Ihnen und meinem Manne obwaltet, läßt mich Verzeihung für eine Bitte hoffen, die gewagt genug ist, um nur durch die Freundschaft entschuldigt werden zu können. Seit vier Jahren ist die Tochter Ihres jüngst verstorbenen Amtmanns in meinem Hause, und ich habe kaum Worte um Ihnen zu sagen, wie sehr sie sich durch die treuste sorgsamste Führung um meine Kinder verdient gemacht hat. So leicht es mir vielleicht bey jeder andern seyn würde, sie zu belohnen, so schwer ist es bey diesem schwärmerischen Mädchen, das, möcht' ich sagen, durch die Natur zu sehr verwöhnt ist um viel zu begehren und deren Geist und Herz immer um das Etwas schwebt, was jenen Insulaner beseelte, als er bey dem Anblick eines Gewächses seiner In-

sel ausrief: Auch hier ist Otaheiti! Einmal hatte ich den Plan, sie hier mit einem jungen Manne von Familie zu verbinden, er ist verschwunden, und so sehr sie auch nach dem Tode ihres Vaters, um ihre Familie zu unterstützen, sich bey mir zu fixiren strebt, um so mehr bewegt mich dies ihr Opfer, ihr die Entlassung als Belohnung zu bringen. Ihr aber eine schöne Rückkehr ins Vaterland zu bereiten, dazu, Herr Graf, müssen wir uns gemeinschaftlich die Hände bieten. Ein junger Mensch aus Ihrer Nachbarschaft, C**, hat sich vor kurzem einige Wochen hier aufgehalten, hat ihr fast alle seine übrigen Augenblicke gewidmet und sie haben mit einander in patriotischen Empfindungen geschwärmt. Ihre Empfindungen haben sich begegnet, sie haben sich lieb gewonnen, ohne es vor sich selbst zu gestehen. Ich habe ihn zu genau beobachtet, um nicht zu wissen, daß er sie jeder andern vorziehen würde, wenn er eine Versorgung hätte, die ihrer jetzigen Lage das Gleichgewicht hielte. Ich habe

ihn in dieser Rücksicht noch besonders sondiren lassen. Welche Versorgung könnte aber wohl meiner Freundinn willkommen seyn als die, die sie in die Mitte ihrer Heymath zurückführte, und sie als Versorgerin, als Wohlthäterin ihrem väterlichen Hause zurückgäbe? Ich bescheide mich gern, daß hundert andere vielleicht zu der erledigten Amtmannsstelle ein größeres Recht mitbringen können als unser C***, aber schwerlich würde Ihnen bey einem andern, so wie bey ihm, das beseligende Gefühl zu Theil werden, dadurch eine schöne Pflanze wieder in ihren mütterlichen Boden zu versetzen und in einer edlen Seele die Ueberzeugung zu wekken, daß auch in unserm Stande die Achtung vor reiner und einfacher Natur nicht erstorben ist.

Mit vollkommenster u. s. w.

Emilie an ihre Mutter.

Den 27. März.

Wach' ich oder träume ich? Diesen Augenblick bringt mir die Gräfin den Bestal-

lungsbrief unsers C** zum Amtmann unsers Orts mit einem Briefe, worin er meine Hand begehrt. Ich sagte Ihnen, sezte sie hinzu, Sie würden nicht eher abreisen, bis ich es Ihnen erlaubt hätte: Nun sollen Sie abreisen!

Wodurch habe ich so viele Liebe verdient? Während ich im Begriffe stehe, von Ihnen auf ewig Abschied zu nehmen, arbeitet ein guter Engel an meiner beständigen Rückkehr, an der Rückkehr zu allen meinen Freuden. Ich lege den Brief an C** bey. Ich habe seine Empfindungen angenommen, und ihm die meinigen unverholen dagegen gegeben. Mag er es wissen, mag die ganze Welt es wissen, daß seine Liebe mich glücklich macht!

Die Gräfin hat mir erlaubt, in vier Wochen von hier abreisen zu dürfen, aber erst muß ich alle meine Geschäfte beendiget haben, muß meine Zöglinge in treue und liebevolle Hände übergeben, ehe ich scheide. Der Tag meiner Ankunft bleibt

vor Ihnen und aller Welt ein Geheimniß. Ich lasse den Wagen vor dem Orte halten, schleiche leise um die Hecken herum, das Hinterpförtchen des Gartens öffnet sich und das Mädchen aus der Residenz stürzt in Ihre Arme. Ich komme, meine Mutter, ich komme!

R. Hommel.

V.

Der Römer an die Vestalin.

Der Römer
an die
Vestalin.*)

Mädchen in dem Liljenkleide,
Mit dem Götterangesicht;
Sanfter Tugend Augenweide,
Schönes Ebenbild der Pflicht;
Du, vor der der Fackel Klarheit
Noch des Tages Licht erhöht,
Wie das Sonnenlicht der Wahrheit
Roma's ew'ge Majestät;

*) Kaum brauch' ich wohl einen und den andern Leser daran zu erinnern, daß die vestalischen Jungfrauen zu Rom das Recht hatten, als Sinnbild ihrer Göttin, sich Fackeln vortragen zu lassen, einen breiten Purpurstreif am weißen Gewande zu haben, einen zum Tode verurtheilten Ver-

Du, in deren Augensternen
Jener heil'ge Glanz sich mahlt,
Der in spät'er Zeiten Fernen
Noch um unsre Tempel strahlt;
Du, vor der sich das Gedränge
Großer Römer willig trennt;
Deren Namen sich die Menge
Leis' und ehrerbietig nennt;

Du, um deren Geisterschritte
Jüngst sich das Verbrechen wand,
Und in deiner Unschuld Bitte
Rettung von dem Tode fand;
Sprößlingin aus edlem Stamme,
Huldin mit dem heil'gen Sinn,
Nährerin der ew'gen Flamme,
Du, der Vesta Priesterin.

brecher, der ihnen begegnete, zu befreyen, so wie, daß bey dem schrecklichen Leichenpompe einer dieser heiligen Schwestern, welche das Gelübde der ewigen Keuschheit gebrochen hatte, die Verbrecherin auf einem verdeckten Fuhrwerke saß, niemand ein Wort sprechen durfte, und die meisten, welchen der Zug begegnete, starr und eingewurzelt stehen blieben. u. s. w.

Iſts der Purpur am Gewande,
Dem der Wange Purpur weicht?
Iſt es Harm ob unſrer Schande,
Der der Lippen Roſen bleicht?
Iſts der Prophezeihung Wolke,
Welche von der Stirne blickt?
Droht ein Unglück unſerm Volke,
Was das Haupt danieder drückt?

Und was woogt des Buſens Schleyer?
Laſtet Andacht alſo drauf? —
Schöne Jungfrau, athme freyer!
Roſen blühet wieder auf!
Daß die Ahndung mich belüge,
Die zum Frevel mich verſucht,
Und mein Herz mich nicht betrüge,
Wenn es dieſer Ahndung flucht!

Ach, und doch! — Ich will's bekennen;
Richte, heil'ge Prieſterin!
Ja! Ich muß den Frevel nennen!
Strafe, wenn ich ſtrafbar bin! — —
Wann zu des Altares Füßen
Du in Mitternächten knieſt,
Fremde Schulden abzubüßen
Von erſehnter Inbrunſt glühſt;

Wann auf der Gebete Fluten
Auf dein Geist zum Himmel schwimmt,
Und das Blau der ew'gen Gluten
Mägisch an den Wänden flimmt;
Wann der Weihe Hochgedanken
Zu der Himmlischen sich nah'n,
Und mit der Begeistrung Ranken
Deine keusche Seel' umfah'n: —

Dann schlüpft über deine Wangen
Liebreich eine weiche Hand,
Und du fühlst dich sanft umfangen,
Und es schwebet dein Gewand.
Dumpfe Klagelaute fallen
Zitternd durch die dicke Luft,
Und es fließet durch die Hallen
Eines offnen Grabes Duft. —

Plötzlich steht an Vesta's Feuer
Eine geistige Gestalt,
Wirft hinein den heil'gen Schleyer,
Und die Flammenwolke wallt;
Und es tönet vom Altare
Mit bekannter Stimme dir:
„Wahre dich, o Freundin, wahre!
„Drüben nicht also, wie hier!"

Schnell verloschen sind die Flammen,
Nur ein Todtenlämpchen blinkt;
Alles stürzt um dich zusammen;
Deine bleiche Freundin winkt. —
Langsam sinkt das Lämpchen unter,
Langsam sinkest du ihm nach;
Unter Trümmern führt's hinunter,
In das schreckliche Gemach,

Wo der Priester Flüche thronen,
Und der Schönheit Jammer weint,
Wo aus allen Erdenzonen
Alle Grausamkeit sich eint —
O, ich hab' ihn selbst gesehen,
Und ich seh' ihn ewig fort,
Jenen düstern Zug, das Flehen
Matter Hände, dicht umflort;

Und das Wanken aller Tritte,
Und des Mitleids letzten Kampf,
Und der Priester sichre Schritte,
Und der Grabeskerzen Dampf,
Und die Still' auf allen Straßen,
Wo der bleiche Zug erscheint,
Und der Bürger starre Massen,
Von Gesetz und Schreck versteint. —

Hebt empor das Tuch vom Wagen,
Der das Gottesopfer birgt!
Fürchtet nicht gerechte Klagen!
O ihr heiligt, wann ihr würgt! —
Jetzo öffnet sich die Hülle,
Mit der Hüll' auch dort das Grab —
Grausenvoller wird die Stille —
Deine Schwester steigt hinab. — —

Hier sank das Gestirn hinunter,
Einst in Vesta's Tempel wach!
Hieher sinkt das Lämpchen unter;
Hieher sinkest du ihm nach! —
Mit der Unschuld heitern Zügen
Ruht auf öder Lagerstatt
Die der Leiden Berg erstiegen,
Endlich ausgerungen hat.

Traulich grüßen dich die Manen
In dem heiligen Revier.
Fernher tönt's: nach ew'gen Planen
Sterbliche, stehst du itzt hier!
Da erbebt die Lagerstätte,
Und die Schlummernde erwacht,
Schwebet auf vom Todesbette,
Und zum Tage wird die Nacht;

Denn von ihrem Angesichte
Fließet Morgenglanz herab,
Und in mildem Rosenlichte
Schimmert rings umher das Grab.
Hingewelkte Blumen sprießen
Neu verjüngt am Boden auf,
Und kristallne Quellen gießen
Ihr ätherisch Naß darauf.

Heißer Kuß auf Stirn und Wangen,
Sanfter Druck von Geisterhand,
Und ein waltendes Verlangen,
Was den Busen mächtig spannt,
Weckt aus träumendem Entzücken
Deinen wundertrunknen Sinn,
Und, Verklärung in den Blicken,
Spricht die holde Lehrerin:

„Welke Freuden blühen wieder;
„Süße Thränen träufen drauf;
„Jenseits gehen Sonnen nieder,
„Diesseits gehn sie wieder auf. —
„Wahre dich, o Schwester, wahre!
„Drüben anders, anders hier!
„Knie' an der Natur Altare;
„Wonn' und Wahrheit beut sie dir!"

Also spricht sie. Flugs umhüllet
Nebel der Verklärung Glück,
Und mit Wohl und Weh erfüllet,
Schwebst du zum Altar zurück. —
Aber ach! der Andacht Quelle
Ist versiegt, des Glaubens Macht,
Und der Weihe Zauberhelle,
Die sonst deinen Geist umlacht,

Und der Innbrunst heil'ge Leiter,
Die den Himmel kühn erstieg,
Alles sank — und kein Begleiter
Führt dich Arme in den Krieg,
Welchen Regungen erheben,
Durchs Gelübde einst gebannt,
In den Krieg mit einem Streben,
Vesta's Töchtern unbekannt:

Dreust zu rechten mit dem Fluche,
Der auf die Begrabne fuhr,
Selbst zu lesen in dem Buche
Jener gütigen Natur;
Ihr dich endlich zu vermählen,
Die die Herzen sich vermählt,
Sie zur Göttin dir zu wählen,
Die zum Kinde dich gewählt;

Zu verstehn die süßen Spiele
Himmlisch reiner Phantasie,
Die sich nie dem Neugefühle
Irrdischer Entfremdung lieh;
Nur in schmeichelnden Accorden
Oft an deine Seele sprach,
Bis Gelübd' und düstrer Orden
Ihre Rede unterbrach;

Nicht mehr in dem Heiligthume,
Wo die Sonne selten schien,
Der Entsagung Winterblume
Unter Thränen zu erziehn; —
Aufzuflehn zu jenem Feuer,
Was im Mark der Schöpfung glüht,
Keiner Weihe trüben Schleyer
Um der Menschen Wonnen zieht.

Aengstlich wägst du Wunsch und Pflichten,
Wägest Herz und strengen Eid;
Vesta, Vesta wird dich richten,
Und sie straft Vermessenheit!
„Kann die Hoffnung auch versprechen,
„Wo Gerechtigkeit versagt?
„Wird sich keine Vesta rächen,
„Wann des Urtheils Morgen tagt?

„Falbe, Laub der Blütenbäume,
„So die Phantasie gepflegt!
„Du, der Weihe Becher, schäume,
„Bis mich Charons Nachen trägt!
„Bleiche, du, der Täuschung Schimmer!
„Sinke, eitles Traumgesicht!
„Angedenken, geh' in Trümmer!
„Vesta's Tochter höret nicht!" —

Aber schwarzer Zweifel Wogen
Schlagen dennoch deinen Geist,
Bis, gewaltsam angezogen,
Der Gesundheit Faden reißt.
Da sinkt ein die schöne Fülle,
Die sich um die Glieder goß,
Und die früh gewelkte Hülle
Neigt sich nach der Mutter Schoos.

Ebner wird der Seele Fläche,
Und das Oel der Ruhe fließt.
Da hat sich, daß sie dir spreche,
Ihre Zeit Natur erkiest.
Ferner tritt itzt Vestas Rache,
Weicher schließt der Mutterarm,

Näher tönt die milde Sprache,
Und das kalte Herz wird warm.

Aber jene ehrnen Riegel
Schließen dieses Herz noch ein,
Und der Eide heil'ges Siegel
Lastet als ein schwerer Stein.
Aber laß die Riegel engen,
Schöne Jungfrau, glaube mir:
Eine Göttin kann sie sprengen,
Und die Göttin redet dir.

Laß das heil'ge Siegel drücken;
Ihrem Finger bricht's entzwey!
Sie baut der Erlösung Brücken
Ueber Tod und Tyranney,
Ewigkeit gießt sie ins Leben,
Freude schlinget sie an Leid;
Wonn' und Wahrheit wird gegeben,
Wer sich ihrem Altar weiht.

Laß die Mächtige dich führen;
Lisch die stolze Fackel aus!
Hymen wird ein Feuer schüren,
Heil'ger, denn in Vesta's Haus!

An des schönen Gottes Flammen
Blühet Ros' und Freude auf,
Lächelnd duften sie zusammen;
Süße Thränen träufen drauf!

D. Gutjahr.

VI.

Ueber die Ehe

nach

Grundsätzen der Rechtswissenschaft

betrachtet.

Zur nähern Prüfung der von Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts.

Vom

Herausgeber.

Wo der Grund wegfällt, fällt das Begründete weg. (? ? ?)

Fichte in mehreren Stellen seines Naturrechts, z. B. II. Th. S. 186. S. 219.

Ich habe in dem ersten Bande dieses Werkes den Versuch gemacht, die von Herrn Fichte in seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Behauptungen über den Charakter des Weibes und der weiblichen Liebe näher zu prüfen. In genauem Zusammenhange mit diesem stehen seine Grundsätze über das Eherecht. Man verkennt in ihnen den originellen und scharfsinnigen Geist des Verfassers nicht; allein so wie aus Spitzfindigkeiten, nur Spitzfindigkeiten gefolgert werden können, so muß es nothwendig der Fall seyn, daß alle Sätze dieses Eherechts, welche aus falschen Ansichten des Verhältnisses zwischen Mann und Weib hervorgehen, wie sehr sie auch

auf den ersten Blick täuschen mögen, doch bey schärferer Beurtheilung als gehaltlos und sophistisch erscheinen. Ich habe bey wiederholtem, von allem Nebeninteresse und Partheygeiste entferntem Nachdenken über den Gegenstand der im ersten Bande enthaltenen Abhandlung keinen Grund gefunden, irgend eine Behauptung zurück zu nehmen, durch welche ich die Theorie jenes schätzbaren Mannes bestritten habe; um so zuversichtlicher darf ich mir gegenwärtig einige Bemerkungen über die Grundsätze des Eherechts erlauben, auf welche ihn seine Deduktion der Ehe (2. Theil, S. 158.) und seine Meinungen über weibliche Liebe geführt haben.

Man kann leicht denken, welchen Gesichtspunkt Fichte seinen Prinzipien gemäß vor allen andern in das Auge faßt. Nach ihm giebt das Weib seine Persönlichkeit auf, wenn es sich dem Manne schlechthin zur Körpergemeinschaft aus Wollustriebe überläßt; diese Persönlichkeit wird nur dann, und mit ihr, wie natürlich, die ganze Würde

des Weibes gerettet, wenn sie aus Liebe sich dem Triebe des Mannes hingiebt. Ausserdem erniedrigte sie sich zu einem bloßen Mittel für die Lust einer Person des andern Geschlechts. Der Mann, an und für sich aller Liebe unfähig, erbarmt sich des Weibes aus Großmuth, und liebt am Ende die Person, deren Wünsche er auf eine so großmüthige Weise befriedigt hätte. So weben nach dieser Theorie Liebe von weiblicher Seite, und Großmuth, von männlicher Seite ein possirliches Gespinnst ehelicher Treue. Der Mann will zuerst Herr seyn, wer aber mit Vertrauen sich ihm hingiebt, gegen den entkleidet er sich aller seiner Gewalt; der Gatte ist also gegen seine Gattin liebreich, weil sie ihm das Opfer ihrer Persönlichkeit aus Liebe gebracht, und eben dadurch von ihrer Persönlichkeit nichts verlohren hat.

Da nach dieser Theorie die Bande der Ehe lediglich durch Liebe geknüpft wer-

den können, so zieht der Herr Verfasser sehr konsequent die Folge: der Staat müsse Anstalten treffen, damit nicht irgend eine Ehe aus einem andern Grunde, als aus wahrer Liebe geschlossen werde; er müsse durch Gewalt verhindern, daß jemand eine solche Verbindung durch Zwang bewirken wolle.

„Die Ehe muß mit absoluter Freyheit geschlossen werden, und der Staat hat zufolge seiner Schutzpflicht gegen die einzelnen Personen, und besonders das weibliche Geschlecht, die Pflicht und das Recht, über die Freyheit der ehelichen Verbindungen zu wachen.“ (S. 183.)

Unstreitig ist es eine kleine Uebereilung des Verfassers, wenn er hier von der Immoralität der Notzucht, und den Verfügungen redet, welche der Staat dagegen treffen muß. Wer eine Person notzüchtigt, denkt gewiß nicht daran, sie zu ehelichen, er müßte denn von Sinnen seyn. Wozu

also in dem Abschnitte über das Eherecht, eine Betrachtung über jene schändliche Verletzung der Freyheit einer Person des andern Geschlechts? Diese muß wie ein Mord, ein Raub, ein Betrug gerügt und bestraft werden; es folgt geradezu aus dem Grundvertrage der bürgerlichen Gesellschaft.

Indessen sagt der Verf. über diesen verhaßten Gegenstand gar manches Schiefe und Unwahre. Wenn er sagt: „man greift durch Nothzucht das Weib an ihrer Persönlichkeit an“ so darf dieß nichts weiter heißen als: „man misbraucht sie gewaltsam zur Befriedigung seines Triebes, zwingt sie, ein Mittel für Zwecke thierischer Sinnlichkeit abzugeben.“ Von der wahren Würde des Weibes wird dadurch nichts verlohren, es wird nicht entehrt, Vorurtheil ist es, wenn man glaubt, es hafte Schande an einer Person, die eine solche Mißhandlung ohne alle Schuld erfuhr; eben so könnte man behaupten, ein Reisender werde infamirt,

wenn Straßenräuber ihn plünderten. Aber das Vorurtheil ist beynahe allgemein; vielleicht deshalb, weil wir schwach genug sind, einer solchen Unglücklichen im Geheim lasterhafte Gesinnungen anzuschuldigen, und sie in Verdacht nehmen, als habe sie doch der thierischen Lust wegen innerlich consentirt.

Fichte meynt, die Nothzucht komme dem Morde gleich; ich gestehe, daß ich die Handlung der Nothzucht in Hinsicht der viehischen Gesinnung, die sie voraussetzt, und ihrer unausbleiblichen und möglichen Folgen für weit schändlicher und dem gemeinen Besten gefährlicher halte, als den Mord. Und wenn er sagt, er würde für dieses Verbrechen nicht sowohl den Tod, als Züchtigung im Verbesserungshause zur Strafe bestimmen, weil es Männern nicht unmöglich werde, mit solchen Verbrechern beysammen zu leben, so kann ich ihm schwerlich beystimmen. Wer sich die Schandthat der Nothzucht erlauben kann, wird auch kein Bedenken tragen, einen Mord zu be-

gehen, und man wagt eben so viel, wenn man in Gemeinschaft mit einem Frauenschänder, als wenn man mit einem Mörder zusammen lebt. Von einem Verbesserungshause, (einer maison de correction) kann ich mir überhaupt keinen vernünftigen Begriff machen. Wenn man aber wirklich damit meynt, daß Verbrecher durch Züchtigung gebessert werden sollen, so glaube ich, daß man eher hoffen darf, einen Menschen zu bessern, welcher gemordet hat, als einen viehischen Wollüstling, der Personen des andern Geschlechts gewaltsam zu entehren fähig ist. Ein Mord geht nicht aus Mordlust hervor, aber gewaltsame Frauenschänderey setzt eine herrschende und unüberwindliche lasterhafte Leidenschaft voraus, eine Leidenschaft, die man befriedigt, es koste, was es wolle, allenfalls auch das Leben unsrer Mitmenschen.

Auf eine seltene Weise, und wahrhaftig, wie man es von einem solchen Denker nicht erwarten sollte, erklärt sich der Verfasser über den Ersatz, im Falle einer

Frauenschändung durch Nothzucht. Er sagt: S. 179. „Jeder sehe, daß kein „Ersatz möglich ist, es müsse aber „ersetzt werden, so weit ein Ersatz „möglich ist, und da dieser nur mög„lich sey, durch Auslieferung „des Vermögens des Schänders an „die Geschändete, so stimme er für die „Uebergabe seines gesammten Ver„mögens an die Geschwächte.“ Das Widersprechende im ganzen Räsonnement fällt sogleich in die Augen. Kein Ersatz ist möglich — aber es muß ersetzt werden, so weit ein Ersatz möglich ist, und dieser ist möglich durch Auslieferung des Vermögens. — In der That eine possierliche Art des Ersatzes für eine verlorne Jungfrauschaft! je nachdem der Schänder mehr oder weniger reich ist, gilt sie itzt 100000 Rthrl. itzt 20000 Rthlr. ietzt 100 fl. Wie aber, wenn der Böswicht gar nichts hat? Wie, wenn die Geschwächte so reich ist, daß sie auch das größte Vermögen nicht einmal haben mag?

Wenn die Unglückliche irgend ein Gefühl von Würde und Ehre hat, wird sie einen solchen Ersatz mit Verachtung und Unwillen von sich werfen. Es ist im höchsten Grade lächerlich, in diesem Falle an Ersatz auch nur zu denken. Die Geschwächte verliert von ihrem Werthe durch Nothzüchtigung an sich auch nicht das Mindeste, weder in moralischer noch in physischer Hinsicht; nichts in moralischer Hinsicht, denn sie hat vielmehr, indem sie Widerstand leistete, tugendhaft gehandelt, und ist in den Augen der übrigen Menschen keinesweges gesunken; nichts in physischer Hinsicht, denn ihr Körper hat dadurch nicht gelitten. Sie verliert nur in sofern an dem Glücke ihres Lebens, als die Erinnerung, eine solche Mishandlung erduldet zu haben, unaufhörlich kränkend für sie seyn muß. Herr F. bezieht sich mit Einseitigkeit blos auf die Nothzüchtigung einer vorher noch unberührten Jungfrau, gleich als ob nicht Personen, welche den Geschlechtstrieb schon mit Män-

nern befriedigt haben, der Nothzucht ebenfalls unterworfen seyn könnten. Für diesen Verlust aber ist am allerwenigsten Ersatz möglich. Hätte doch Herr Fichte lieber jene schwere Frage einiger Rücksicht gewürdigt: Wie es mit dem Kinde werde, welches die Frucht einer Nothzüchtigung ist? Daß es die Geschwächte nicht für das ihrige ansehen kann, scheint mir unbezweifelt, zu einem so schändlich aufgedrungenen und unter Verzweiflung empfangenem Wesen findet mütterliche Liebe natürlicher Weise nicht Statt. Es ist offenbar, daß der Schänder das Kind übernehmen, und ohne irgend eine Bemühung der Erzeugerin für dasselbe fordern zu können, allein verpflegen muß. Die Genothzüchtigte ist nicht als seine Mutter anzusehn. Sie muß wünschen, daß es nicht existirte, da es unter einer solchen Bedingung zur Welt gekommen ist.

Herr F. fragt, wer im Falle einer Nothzucht klage? „Das unverhey-

„rathete Weib, antwortet er, steht „unter der Gewalt der Eltern, „das verheyrathete unter der „des Mannes. Die ersten oder „der letzte würden Kläger seyn. „Im ersten Falle könnte sie, „wenn die Eltern etwa nicht kla„gen wollten, selbst die Klage „anbringen, im letztern nicht, „weil sie den Eltern nur bedingt, „dem Manne aber ganz unbe„dingt unterworfen ist.“ Hieraus würde folgen, daß eine solche Person, im Falle sie sich unter der Tutel ihres Gatten befände, wegen einer Mißhandlung der entsetzlichsten Art nicht klagen dürfte, wenn es selbigem nicht beliebte. Und wie sehr würde sie dadurch zurück gesetzt! — (Er könnte ja wohl Grund zu haben glauben, sein Weib der Schande zu überlassen, vielleicht, um einen Vorwand zu finden, sich von ihr zu trennen.) Ist es denn aber wahr, daß eine Gattin dem Gatten unbedingt unterworfen sey? — Darüber habe ich in der Ab-

handlung des ersten Bandes meine Gedanken eröfnet. --- Jede unbedingte Unterwerfung ist widersinnig und ohne allen rechtlichen Gehalt; ein Weib giebt seine ganze Würde auf, wenn es sich unbedingt einem Manne unterwirft. Der Staat kann vernünftiger Weise eine solche Unterwerfung nicht zulassen, denn sie würde zu Schändlichkeiten hinführen, die ihn nicht wenig in Gefahr setzten. Der gegenwärtige Fall zeigt es deutlich genug. Wenn eine Gattin, die ein Wollüstling gewaltsam schändete, ohne Einwilligung ihres Mannes nicht klagen darf, vielmehr dulden und schweigen muß, wenn er es seiner Rechnung gemäß findet, so ist sie jeder Mishandlung Preis gegeben, ihr vielleicht niedrig denkender Mann kann ihre Entehrung selbst vorbereiten, und dadurch seine oder andrer Leidenschaften begünstigen. Nach dieser Theorie fände sie nirgends Schutz, sie würde unmenschlicher als eine Leibeigene behandelt.

Wie schon bemerkt, gehörte der ganze Gegenstand hieher nicht. Man zwingt

Niemand durch Nothzucht zur Ehe. Allein es giebt einen Zwang, welchen man über die Menschen durch Vorstellungen ausüben kann, einen Zwang, welchen Eltern und Verwandte in Hinsicht auf die Verehelichung ihrer Kinder und Befreundeten ausüben, indem sie selbige ohne Neigung durch Ueberredung zur Ehe vermögen. Mit Recht handelt der Herr Verfasser nicht, wie andre es zu thun pflegen, flüchtig von diesem Zwange, der leider, oft genug ausgeübt wird, und das Unglück so vieler Familien begründet, diesem Zwange, der um so gefährlicher ist, da man ihn für gar keinen Zwang hält, und den Frieden seiner Tage auf das Spiel setzt, während man sich ein festes und edles Glück zu bereiten denkt.

Um über diesen gewöhnlich sogenannten moralischen Zwang gehörig zu urtheilen, müssen wir zuförderst über den Begriff der Ueberredung einig seyn. Es giebt nicht, wie manche wohl denken, eine Ueberredung im guten Sinne.

Alle Ueberredung geht aus Egoism, aus Herrschsucht, nicht selten aus offenbarer Bosheit hervor. Manche Menschen scheinen unschuldiger und gutmüthiger Weise zu überreden; aber dieß ist keine Ueberredung, wenn man nicht mit dem Worte spielt; sie handeln gerad und offen, glauben uns durch Wahrheit zu überzeugen, und haben nichts weniger im Sinne, als uns etwa zu Mitteln für ihre individuellen Zwecke zu mißbrauchen. Alle Ueberredung kommt darauf zurück, daß man seines eignen Interesse's wegen durch die Mittel der Redekunst, Belebung der Phantasie, und Anfeuerung der Leidenschaften einen andern, ihm unvermerkt, bestimmt, Vorstellungen, deren Unwahrheit oder Zweifelhaftigkeit man weiß, für wahr zu halten, und mit Aufgebung schon gefaßter Zwecke an fremden Zwecken Theil zu nehmen. Der Ueberredende handelt allezeit falsch und egoistisch, schmeichelt andern seine invidiuellen Plane an, und benutzt sie für seinen Vortheil, indem er sie glauben macht, er befördere nur den ihrigen. Die Ueberredung zu eheli-

chen Verbindungen entspringt aus verschiedenen selbstsüchtigen Rücksichten der Eltern, bald aus Geldgeiz, bald aus Ehrsucht, Ahnenstolz, Begier nach Einfluß, nicht selten auch bloß aus Eigensinn und Grillen, aus einem eingebildeten Rechte, gegen seine Kinder auch in Sachen der Liebe und Ehe despotisch verfahren zu dürfen. Was auch ihre Quelle sey, so geht sie allezeit dahin, die Kinder zu vermögen gegen ihre Neigung, oder doch ohne alle Neigung zu heyrathen. Man spiegelt ihnen Vortheile vor, die entweder gar nicht statt finden, oder doch, bey ihrer Abneigung gegen die Verbindung, für sie nie Vortheile seyn können; man erschüttert sie durch Androhungen von nicht unwichtigen Nachtheilen, die sie treffen würden, wenn sie für eine andere Wahl entschieden; man verhindert durch eine schlau überlegte Zudringlichkeit, daß sie reiflich über den Vorschlag nachdächten, und verführt sie zur Uebereilung; mit einem Worte, man betrügt sie. Es geschieht dieß auf gröbere, es geschieht auf feinere Weise; der

Betrug ist sich immer gleich. Auch die Ueberredung ist betrügerisch, wenn man die Kinder glauben macht, die Neigung, welche jetzt noch ganz fehlt, werde sich finden, und durch Beyspiele von Ehegatten auf ihren Entschluß wirken will, welche vor ihrer Verheyrathung einander gleichgültig, wohl gar widrig waren, und in der Folge bey innigerer Vertraulichkeit sich mit der zärtlichsten Neigung zugethan wurden.

Sehr sonderbar erklärt Herr Fichte: „die Ueberredung sey in keinem andern Falle, als in diesem ein Vergehen, anderwärts sage man, warum hast du dich überreden lassen? Hier finde diese Frage nicht statt; die unwissende und unschuldige Tochter kenne die Liebe nicht, kenne die ganze Verbindung nicht, die ihr angetragen wird, werde mithin eigentlich betrogen, und als Mittel für den Zweck ihrer Eltern

und Verwandten gebraucht.“ Jede Ueberredung ist ein Vergehen, eine Verletzung der Menschenrechte, denn jede ist Betrug. Wer seinen Mitmenschen überredet, einen Kauf oder Pacht zu unternehmen, der ihm nachtheilig ist, vergeht sich wohl ganz unleugbar an ihm, und der Ueberredete übt mit vollem Fuge gegen ihn sein Zwangsrecht aus, wenn er nur von dem Betrüglichen der Ueberredung Gewißheit hat. Die Frage: Warum hast du dich überreden lassen, ist im höchsten Grade unvernünftig. Wenn mich ein übelgesinnter Mensch hinterlistiger Weise durch einen Schuß verwundete, und die Frage entstünde, ob ich nicht das Recht hätte, mit Hülfe andrer, oder, wenn ich könnte, allein, ihn einzusperren, und die Kosten der Kur meiner Wunde zu erzwingen: würde wohl irgend Einer, der nicht von Sinnen wäre, mein Recht leugnen, und fragen: Warum hast du dir den Schuß bevkommen lassen? Oder, wenn ein Dieb mir aus einer, durch Versehen offen gelassenen

Schatulle Geldsummen stähle: könnte man sagen: warum hat er die Schatulle nicht verschlossen? Erhielte der Dieb dadurch Straflosigkeit, daß ich ein Versehen begieng? In der That, durch solche Fragen könnte man dem Menschen jedes Zwangsrecht streitig machen. Bey der Ueberredung ist das Recht des durch Ueberredung Beeinträchtigten um so unbezweifelter, da jeder Mensch von dem andern, der ihm Vorstellungen mittheilt, unentstellte Wahrheit fordert, und sie voraussetzen darf.

Wenn Herr Fichte die Ueberredung nur allein in Hinsicht der Wahl eines Ehegatten widerrechtlich findet, während er sie übrigens, juridisch genommen, ganz schuldlos hält, so erlaube ich mir die Freyheit, zu behaupten, daß gerade bey der Entscheidung über eheliche Verbindung die Ueberredung noch am meisten zu entschuldigen ist; daß man gerade in diesem Falle am ersten fragen kann: warum hast du dich überreden lassen?

Ueberredet mich jemand, ein Landgut um einen gewissen Preis zu kaufen, schildert mir den Ertrag davon mit lügenhafter Uebertreibung, und verschweigt die Mängel, welche sich etwa an den Gebäuden, Gärten, Weinbergen, und dergleichen, finden, so traue ich allerdings seiner Schilderung, und kaufe das Gut. Nichts kann hier zu Gunsten des Ueberredenden gesagt werden, er hat mir den ganzen Gegenstand, zu dem er mich überreden wollte, falsch vorgestellt, die Unwahrheit in meinen Begriffen von demselben ist das Werk seines Betrugs. Das mannbare Mädchen, welches man zu einer Heyrath beredete, war bey der Wahl, zu der sie sich bestimmen ließ, keinesweges in einem solchen Zustande gänzlicher Unkunde des Gegenstandes, sie war sich doch wenigstens bewußt, daß sie das Individuum des andern Geschlechts nicht liebet, mit dem sie in eheliche Verbindung treten soll, ihr Gefühl und ihre gesunde Vernunft mußten ihr sagen, daß es unnatürlich und des Menschen unwürdig ist,

ohne Neigung eine Vereinigung zu treffen, die nur durch Liebe glücklich seyn, und ihre Zwecke erreichen kann. Was auch Eltern und Verwandte ihr einreden mochten, so konnten sie ihr doch nicht glauben machen, sie liebe ein Wesen, welches sie nicht liebt, oder die Ehe werde eben deßhalb höchst glücklich werden. Man könnte also in gewisser Hinsicht mit gutem Fuge sagen: warum hast du dich überreden lassen, das heißt, warum bist du schwach und leichtsinnig genung gewesen, gegen deine Ueberzeugung zu handeln, und dich in ein Verhältniß zu setzen, dessen Niedrigkeit und Gefährlichkeit du nur zu gut kennen mußt. Man mochte die Vortheile der Verbindung noch so anlockend vorstellen, und dich von dieser Seite wirklich betrügen; um dein Bewußtseyn, daß du nicht liebtest, konnte dich niemand betrügen, niemand dich, wenn du deine Vernunft zu Rathe zogst, überreden, daß eine Heyrath, an welcher dein Herz nicht Theil nimmt, dich beglücken könne. — Herr

Fichte sagt: „Die unwissende und unschuldige Tochter kennt die Liebe nicht, kennt die ganze Verbindung nicht, die ihr angetragen wird.“ Welches mannbare Mädchen mag wohl die Liebe nicht kennen! Wie wäre diese Unwissenheit möglich, und stehn denn etwa Kenntniß der Liebe, dieses so edeln Triebes, und Unschuld im Widerspruche? Die angezogene Stelle nimmt sich aus dem Munde dieses Philosophen um so sonderbarer aus, da er ja so nachdrücklich einschärft, dem Weibe sey ursprünglich der Trieb der Liebe in seiner edelsten Gestalt eigen. Wenn dieß vollkommen wahr ist, wie sollte ein Mädchen, welches zur Mannbarkeit gereift ist, die Liebe nicht kennen, nicht wissen, daß Heyrath ohne Liebe eine unsittliche, entehrende und quälende Verbindung seyn müsse?

Herr Fichte hält es für eine entschiedene Sache, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, seine jun-

gen Bürgerinnen gegen den Zwang der Ueberredung durch strenge Gesetze und genaue Aufsicht zu schützen. Wer aber, fragt er, soll Kläger seyn? Die Tochter steht unter der Gewalt ihrer Eltern, sie sind ihre Vormünder vor den Gerichten. Allein sie würden ja in diesem Falle sich selbst anklagen, welches widersinnig wäre; hätten sie den Willen, daß ihr Zwang durch die Gewalt des Staates verhindert werde, so würden sie sich desselben enthalten. — Die Tochter entgeht der Gewalt der Eltern wenn sie heyrathet; überreden sie die Eltern zu einer Heyrath, so ist kein Zweifel, daß sie selbst selbige als mannbar betrachten; das Gesetz kann also entscheiden, daß in solchem Falle die Tochter als entlassen der väterlichen Gewalt anzusehen sey, und daß sie über ihre Rechte selbst wachen solle; das

Endurtheil des Staates wird die Verordnung seyn, daß Eltern, die sich ihrer Gewalt so ganz zur lebenslänglichen Unterdrückung der Menschenrechte ihres Kindes bedienen, derselben beraubt, die Tochter, nebst dem ihr zukommenden Vermögen, ihnen genommen, und unter die unmittelbare Obhut des Staates gesetzt werde, bis sie sich verheyrathete. — Indessen dürfte doch zu befürchten seyn, daß eine junge, unerfahrne, des blinden Gehorsams gegen die Eltern gewohnte Tochter nicht leicht klagen würde; es könnte also der Obrigkeit auferlegt werden, in dergleichen Sachen ohne alle vorhergehende Klage von Amts wegen zu verfahren."

Ich finde dieses ganze Räsonnement ungemein seltsam. Die Klage würde nur Statt finden, wenn die Ueberredung schon geschehen, und das Mädchen den er-

weislichen Betrug entdeckt hätte. Bey dem Verf. ist vor der Hand die Rede von dem Attentate zu überreden. Die Tochter soll klagen, daß ihre Eltern sie überreden wollen. Welche lächerliche Klage! So bald ich weiß, man gehe darauf aus, mich, zu was es auch sey, zu überreden, d. h. mich zu betrügen, so kann ich ja wohl für die Sicherheit meiner Rechte selbst sorgen, und bedarf keiner obrigkeitlichen Hülfe. Wer da weiß, daß man ihn überreden will, braucht, wenn er Verstand und Willen hat, nicht seine Zuflucht zu der öffentlichen Gewalt zu nehmen. Versagen die Eltern dem Mädchen, welches sich zu einer Eheverbindung nicht überreden lassen will, deßhalb die Leistung schuldiger Pflichten, so tritt ein ganz anderer Zwang ein, der nicht der Zwang der Ueberredung ist, und sie wendet sich mit vollem Fuge an die Gerichte. Herr Fichte dehnt die elterliche Gewalt ungemein weit aus: da sie doch nach richtigen Grundsätzen des Naturrechts also bald aufhört,

als das Kind fähig ist, seine eigenen Zwecke vernunftmäßig zu betreiben. So wie ein Mensch seinen persönlichen Charakter nach Ideen behaupten kann, ist er seinen Eltern nicht mehr untergeordnet, wenn er es nicht selbst will.

So wie die Tochter den Ehevertrag, verleitet durch Ueberredung, abgeschlossen hat, befindet sie sich in einem ganz neuen Verhältnisse. Ihre Eltern hatten kein Recht, über ihr Herz und ihre Wahl zu entscheiden, dieß konnte nur sie selbst. Findet sie sich durch die Vorspiegelungen ihrer Eltern hintergangen, sieht sie die Ruhe ihres Gemüths und ihr ganzes zeitliches Glück auf dem Spiele, so vindicirt sie ihr Menschenrecht, nimmt ihre Zuflucht zu den Gesetzen des Staates, und dringt darauf, eine Verbindung zu trennen, die sie, die Betrogene, im Grunde nie gewollt hatte, dringt wohl auch, und dieß mit Recht, auf Ersatz, wegen des durch eine solche Verbindung erlittenen Schadens. Alles kommt hier darauf an, daß sie Irrthum, Täuschung und Betrug er-

weiſen könne, auſſerdem könnte die Obrigkeit gar nicht legitim verfahren. Sie muß aber beweiſen können, daß man ihr abſichtlich und wiſſentlich falſche Vorſtellungen beygebracht habe, oder auch, daß man unbedachtſamer Weiſe nicht gehörig geprüfte Nachrichten und Schilderungen für zuverläßig und untrüglich ausgegeben habe. In dieſem Falle wird ihr die Trennung der Verbindung vor den Gerichten nicht erſchwert werden köuuen. Man wird ſie ohne Anſtand ſcheiden, und die Eltern wegen ihres gewiſſenloſen oder leichtſinnigen Betragens zur Rechenſchaft, auch wohl zu feſtgeſetzter Strafe ziehn.

Alles kommt darauf an, daß der Beweis über das Betrügeriſche der Ueberredung zur Ehe geführt werden könne, und zwar ſo ſtreng als nöthig iſt, um rechtlich verfahren zu können. Ruht alles blos auf Muthmaaßung und Verdacht, ſo kann die Obrigkeit, wie natürlich, nichts unternehmen, kann auch die Rechte der Tochter nicht ſchützen, weil ſie ja ſelbſt nicht weiß, ob ſie verletzt ſeyen.

Alle bisher angeführte, die Ueberredung zur Ehe betreffende Behauptungen des Herrn Fichte bezogen sich auf Personen des weiblichen Geschlechts, die denn auch wirklich einem solchen Zwange am meisten ausgesetzt sind. So strenge Maaßregeln dieser Philosoph gegen eine solche Ueberlistung der Frauen anordnet, so nachsichtig ist er im Betreffe der Männer. Mit diesen, sagt er: verhält es sich ganz anders. Zuvörderst kann der Mann im eigentlichen Sinne des Worts nicht gezwungen werden zur Vollziehung der Ehe, weil dieß gegen die Natur der Sache läuft. Wird er überredet, so hat es sehr wenig zu bedeuten, denn bey ihm geht die eigentliche Liebe ohnedieß der Ehe nicht vorher, sondern wird erst durch sie erzeugt. Ich begreife nicht, warum der Mann nicht zur Vollziehung der Ehe gezwungen werden könne, wenn es das Weib kann. Im eigentlichen Sinne kann weder Weib

noch Mann dazu gezwungen werden; man kann nur durch Beweggründe und Vorstellungen so nachdrücklich auf sie wirken, daß sie sich zur Ehe entschliessen, man kann sie nur nöthigen: dieß trift aber den Mann eben sowohl, als das Weib. Daß, wie Herr Fichte sagt, die Ueberredung des Mannes zur Ehe nicht viel zu bedeuten habe, ist eine Folgerung, welche aus der falschen Voraussetzung hervorgeht: daß dem Manne vor der Ehe die Liebe ganz fremd sey, und die Liebe in ihm erst durch die Ehe erzeugt werde. Ich glaube in der ersten Abhandl. des I. B. das Nichtige dieser Behauptung gezeigt zu haben. Wäre sie gegründet, so hätte es allerdings seine Richtigkeit, daß in sofern die Ueberredung des Mannes nicht viel auf sich habe, als er nicht durch Ueberredung gezwungen werden könnte, gegen seine Neigung und ohne Liebe zu heyrathen; denn nach dieser Theorie ist er vor der Ehe

gar keiner Liebe fähig. Da sich aber in der ehelichen Verbindung sein Herz der Liebe öfnet, so darf man voraussetzen, daß er die ihm durch Ueberredung gewordene Gattin lieben lernen werde; Ueberredung wäre also hier nach Herrn F. keine Gewissenssache. Indessen müßte man dabey immer noch bedenken, obwohl das für die Liebe ursprünglich kalte Herz des Mannes durch die eheliche Gemeinschaft mit welcher Person des andern Geschlechts es auch sey, erwärmt, und für die Gefühle der Liebe empfänglich gemacht werde. Nichts ist unwahrscheinlicher, als dieses; ja, man kann sagen, daß es unmöglich ist. Gäben wir auch Herrn F. zu, daß nur die innige Gemeinschaft mit den Frauen die Empfänglichkeit desselben für die Liebe erwecken könne; so würden wir doch auch nicht in Abrede seyn können, daß nicht jede Person des andern Geschlechts ihm Liebe einflößen werde, und so wäre denn Ueberredung eines Mannes ein nicht gerin-

geres Verbrechen, als die Ueberredung eines Weibes. — Kann man anders, als ein solches Räsonnement von Herrn Fichte sophistisch nennen? — Er geht von einem erlognen Satze aus: „daß der Mann ursprünglich nur brünstig sey, und nach Beyschlaf strebe," einem Satze, der unser ganzes Geschlecht unter einen verächtlichen Gesichtspunkt bringt, und zu einem allgemeinen Aufstande dieses Geschlechts gegen den unbesonnenen Räsonneur berechtigt. „Von wahrer Liebe weiß, nach ihm, der Mann nichts, bevor er nicht in innige Gemeinschaft mit einem Weibe tritt, aus welcher nun Liebe in ihn überfließt." — Folge davon, nach des Philosophen Syllogistik: — Man darf ihn allenfalls zur Ehe ohne alle Liebe, die er ohnehin nicht hat, listiger Weise überreden; — er liebt nicht, aber dieß wird sich finden. — Die Widerlegung dieser ganzen höchst elenden Sophisterey würde

für mich eine sehr undankbare Arbeit seyn. Jeder, welcher den Prinzipien der Vernunft nicht für immer den Abschied gegeben hat, muß es sogleich einsehn, wie so schief dieser Gedankengang ist. Der Trieb der Liebe erwacht im Manne, sowohl als im Weibe, ehe sie an Heyrath denken. Nach dem durch die Natur festgesetzten Verhältnisse zwischen den höhern und niedern Vermögen der Seele, erwacht in dem Manne, wenn er nicht etwa entnervt ist, der Geschlechtstrieb in der edelsten Gestalt, nicht als Trieb, blos sinnliche angenehme Gefühle zu genießen, sondern als Trieb, sich auf eine würdige Weise liebenswerth für das andre Geschlecht zu machen. Er will nur dadurch genießen, daß er geliebt werde, und der Liebe werth sey. Wird er durch Ueberredung zur Ehe betrogen, so hat es allerdings sehr viel zu bedeuten, gerade so viel, als wenn das Weib auf gleiche Weise hintergangen wird.

Mir bleibt bey allem diesem nur die Frage übrig, wie doch der Staat alles

das leisten könne, was Herr Fichte fordert? Es giebt, wie schon gesagt, eine grobe und eine feine Ueberredung; bey der groben ist die Ueberlistung keinem Zweifel ausgesetzt; bey der feinen erscheinen die überredenden Personen als sehr redliche Charaktere, während sie doch ihre individuellen Zwecke durchzusetzen denken, indem sie eine andre Person durch Täuschung mishandeln. Unstreitig ereignet sich der Fall der feinern Ueberredung in der menschlichen Gesellschaft öfterer, als der Fall der gröbern, und man kann sich vor dieser unbezweifelt eher sichern, als vor jener. In Hinsicht der feinern Ueberredung kann der Staat gar nichts thun; das Betrügerische dabey bleibt immer zweydeutig.

Herr Fichte hat hier seltsame Vorstellungen von einem Staate, und jeder, welcher durch Erfahrung und Bekanntschaft mit der wirklichen Welt, es weiß, wie so sehr alle obrigkeitliche Aufsicht in Dingen dieser Art ihren Zweck verfehlt, wird das Schwankende und Unausführbare

in seinen Vorstellungen bemerken. Eine Jungfrau, sagt er, welche ihre Eltern zu einer ehelichen Verbindung überreden wollen, solle der Staat unter unmittelbare Obhut nehmen, bis sie sich verheyrathet habe. Hätte er doch zugleich auch angegeben, wie sich diese schützende Obhut realisiren lasse. Die Betrogene kann durch den Staat gerettet werden, aber die noch vielleicht zu betrügende kann nicht geschützt werden, in wiefern die Beabsichtung des Betrugs nicht evident ist. Eltern können ja in der edelsten Absicht eine Verbindung wünschen, die vielleicht einer blinden Leidenschaft ihrer verirrten Tochter widrig ist. Die Tochter kann wirklich glauben, man wolle sie überlisten, da man doch auf ihr wahres Wohl, die Ruhe und das Glück ihres Lebens bedacht ist.

Herr Fichte zieht aus seinen so eben geprüften Behauptungen die Folgerung:

„Der Staat müsse alle Ehen, „die unter seinen Bürgern und „Bürgerinnen geschlossen wer„den, anerkennen und bestäti„gen.“

Niemand wird wohl diese Wahrheit bezweifeln. Die Ehe ist eine für den Staat zu wichtige Verbindung, als daß er sich in Hinsicht ihrer leidend und unwissend verhalten sollte. Allein der Verf. macht hier, in Gemäßheit seiner Voraussetzungen, eine gar seltsame Zumuthung an den Gatten und den Staat. „Der Bürger muß nach ihm vor dem Staate erweisen können, daß die Ehe aus wahrer freyer Liebe geschlossen sey.“ Wie in aller Welt mag er dieß, welcher vernünftige Mensch wird einen so gewagten Beweis zum Protokoll bringen! — Herr Fichte fertigt indessen die Sache kurz ab: „Das Ja der Braut besagt Ungezwungenheit.“ „Proh! dii immortales!“ Wie manches Ja hat Nein bedeutet! — Das Ja des Mannes drückt seine Verbürgung für das Weib aus. Er

ist nicht gezwungen, denn er führt sie ja zur Trauung!!!“ Jener arme Sünder ist also auch nicht gezwungen, denn er geht mit vieler Gelassenheit zum Schaffot.!!!

Herr Fichte sagt hier noch einige Worte zu Gunsten der Consistorien. „Daß die „Ehe, so heißt es, da sie etwas auf Mo„ralität gegründetes, und schlechthin nur „durch sie bestehendes ist, unter den Au„gen derer, die die Erzieher des Volks zur „Moralität seyn sollen, d. i. der Geistli„chen, geschlossen wird, ist sehr vernünftig; „aber in wiefern die Trauung juridische „Gültigkeit hat, ist der Geistliche ein Beam„ter des Staats. So betrachten sich denn „auch wirklich die Consistorien in diesen „Dingen, als geistliche Gerichte, „und haben darinn ganz Recht.“ Auch dieses Räsonnement kann man nicht anders als sophistisch nennen. Was heißt es: „Die Geistlichen sind Erzieher des Volks zur Moralität;“ und „die Ehe wird unter ihren Augen geschlossen. — Die Geistli-

chen sind nicht und können nicht seyn Erzieher des Volks zur Moralität; keine Ehe kann unter ihren Augen geschlossen werden; man erkläre den zweydeutigen Ausdruck, wie man wolle. Nach des Verf. Ideengange würde es heissen: die Geistlichen müßten dafür stehen, daß jede solche Verbindung aus freyer wahrer Liebe, und den edelsten moralischen Gesinnungen hervorgehe. In der That aber müßten sie von Sinnen seyn, wenn sie sich anmaaßten, dieses leisten zu können. — Herr Fichte befindet sich hier in einer entschiedenen Verwirrung der Begriffe; er wollte etwas frappantes sagen, und sagte etwas Widersinniges; denn ein geistliches Gericht ist offenbarer Unsinn, versteht sich in dieser Welt, von einer andern ist nicht die Rede. — Davon zu anderer Zeit ein mehreres.

Die Fortsetzung folgt.

VII.

Hymne an die Thräne.

Hymne an die Thräne.

Nach: Freude schöner Götterfunken ꝛc.

Tropfen, der aus Lethes Fluten
in das trockne Auge quillt,
der dem Bösen und dem Guten
höllenglühe Leiden stillt,
der in Gottes Blicken weilte,
als der erste Bösewicht
seiner Schöpferwelt enteilte,
Dir verehr ich mein Gedicht!

Brüder diesem schönen Tropfen
einen frohen Hochgesang,
wenn in bittrer Leiden Drang
unsre Herzenspulse klopfen.

Wenn des Mädchens welke Jugend
ewig dem Verführer flucht,
und in früh verehrter Tugend
seiner Unschuld Spuren sucht;
wenn des Leichtsinns Klippenstätte
wie der Schlund der Hölle gähnt,
und der Leiden Jammerkette
sich durch seine Zukunft dehnt:

O, so tilgt nicht seine Thränen
mit dem Kuß der Schmeicheley!
Duldung! — und der Himmel sey
Brüder, uns sein Blick voll Thränen!

Wenn entmarkt von feilen Lüsten
Moder eine Dirne haucht,
und ihr an entweihten Brüsten
hungerig ein Knabe saugt,

der sich wie in eine Bande
mit verfälschtem Nahmen log,
während seines Vaters Schande
eine Hülle überzog:

Wohl ihr, wenn der Werth der Ehre
sie mit keinem Nichts vergleicht,
wenn ihr dann die letzte Zähre
auf die bleiche Wange schleicht!

Wenn im Zauberlächeln Liebe
eine gute Seele fand,
und dem Truncknen manche trübe
Stunde vor der Spröden schwand;
wenn in Fesseln sie des Armen
treuen Biedersinn bewacht,
und in eines Andern Armen
ihre Täuschungskunst belacht:

Wein', Betrogner, bis dirs glücket,
daß an hochgeschwellter Brust,
deiner Tugend sich bewußt,
dich ein gutes Mädchen drücket!

Wenn des Sohnes Purpurwagen
auf der Mutter Krücke rollt,
der in ihren hohen Tagen
fremdes Mitleid Hülfe zollt;
wenn der letzten Pflicht vergessen,
wankend auf des Lasters Eiß,
Töchter ihre Schminke pressen
aus des armen Vaters Schweiß:

Weine, Vater, voller Jammer
über das verlohrne Kind;
bald umweht ein kahler Wind
deine stille Todenkammer!

Wenn der Fleiß, im Kerkerstaube
durch Tyrannenwuth erstickt,
wilder Eigenmacht zum Raube,
keines Tages Sonn' erblickt;
wenn um Recht die Unschuld wimmert,
während auf dem Hochgericht
Gnade einem Mörder schimmert,
Gnade einem Bösewicht:

Eine stille Thräne fliehet
zu dem großen Richter dort,
wo der Unschuld großes Wort
in dem Buch der Thaten glühet.

Wenn vom Schicksal abgerufen
sich der Freund vom Biesen trennt,
auf der Würde Marmorstufen
uns nach Jahren nicht mehr kennt;

oder wenn der Todesflügel
um sein Krankenlager bebt,
oder schon auf grünem Hügel
seine Urne sich erhebt:

Weinet oft in stillen Stunden,
wo kein Lebenskummer schweigt;
weinet, Brüder, nicht so leicht
ist ein treuer Freund gefunden!

Wenn Verdienst mit Hunger ringet,
Edelmuth im Kerker liegt,
Sclavensinn den Bürger zwinget,
Priesterwort mit Wundern trügt,
Duldung ihre Fesseln streichelt,
Stolz und Habsucht Menschen würgt,
Tapferkeit dem Fürsten heuchelt,
Dem der Miethling sich verbürgt:

O, so weiht der Menschheit Würde
in dem letzten Todeshauch,
Brüder, noch ein nasses Aug'
und ihr mindert ihre Bürde!

Wenn in eines Richters Waage
sich das Recht mit Gold vereint,
wenn in manche Herzenslage
nicht ein Stern von Hofnung scheint;
wenn, im Schoos der Eintracht nistend,
Zwist die Tygerklaue streckt;
wenn, die Gradheit überlistend,
Bosheit ihre Schlangen weckt:

Löst sich endlich, traute Brüder,
unser Herz im stillen Lauf
balsamvoller Thränen auf
und die Hofnung lächelt wieder.

Die in Grüften modern allen,
allen Lieben jener Welt,
Kranken, die in finstern Hallen
bleicher Todenblick entstellt,
allen Leidenden und Armen,
selbst dem Schädel auf dem Pfahl,
allen Mitleid und Erbarmen,
allen, Brüder, ohne Wahl!

Thränen allen Armen, Kranken,
allen Toden in dem Grab,
allen Sündern die hinab
in der Laster Strudel sanken!

Auch der Freude unsre Zähre,
allen wohlgelungnen Eh'n,
jeder guten Vaterlehre,
jedem frohen Wiedersehn,

jeder gutbelohnten Tugend,
jedem schöngekrönten Fleiß,
jeder unschuldstillen Jugend,
jedem ruhevollen Greiß!

Jeder wohlerrungnen Ehre,
auch der Tugend und dem Fleiß
und der Jugend und dem Greiß
unsre stille Freudenzähre!

Fluch dem Herzen, Fluch dem Spötter,
die nicht Brudernoth erweicht;
nur dem großen Menschenretter,
der dem Unglück Hülfe reicht;
nicht Trophäen, nicht der Würger
lästervollen Siegsgesang,
nur dem stillen Wohl der Bürger
unsre Thräne, unsern Dank!

Allen unverstandnen Leiden,
unsern nassen Wonneblick,
jedem stillen Bürgerglück,
allen häuslichschönen Freuden!

Tropfen, der aus Lethes Fluten
in das trockne Auge quillt,
der dem Bösen und dem Guten
höllenglühe Leiden stillt,
der in Gottes Blicken weilte,
als der erste Böswicht
seiner Schöpferwelt enteilte,
Dir verehrt' ich mein Gedicht!

Unsre Herzenspulse klopfen
für das Wohl der Menschheit hoch;
Unsrer Becher letztes Hoch,
Brüder, jenem schönen Tropfen!

Karl Giese.

1-4 = XXXX I.84
XXX V.89

Digitized by Google